

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 18.

Gottschee, am 19. September.

Jahrgang 1909.

Rein.

Halte dein Haus rein
Vom bösen Schein;
Laß nicht den Feind ein,
Er bringt dir Pein.

Halte dein Herz rein,
Schmücke es fein;
Wie ein Schmuckkästlein
So soll es sein.

Halte den Mund rein,
Verleumdungen laß sein;
Unnütz Geplauder
Bringt dir nichts ein.

Seid einig!

Keine Mahnung durchklang eindringlicher und nachhaltiger die eindrucksvolle und großartige Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Breslau, keine erschien dem wiedergenesenen Oberhirten der größten Diözese Deutschlands, Kardinal Kopp, keine dem im Kampfe um die Sache des kathol. Glaubens und der Katholiken ergrauten Ehrenpräsidenten Grafen Ballestrem, keine auch dem an alte hünenhafte Germanengestalten erinnernden Katholikentagspräsidenten Abg. Herold wichtiger als die immer wiederkehrende Mahnung zur Einigkeit. „Seid einig, einig, einig!“ Nicht als ob man am Katholikentage gestritten oder uneins gewesen wäre, sondern weil der jetzige Kampf gegen die katholische Religion die Katholiken jede Zersplitterung der Kräfte vermeiden und alle getreuen Kinder der Kirche sich noch enger aneinander schließen heißt.

Die Katholiken Deutschlands sind

nicht bloß einig in schönen Worten, sondern einig in der Tat und jeder neue Katholikentag ist eine Tat der Einigung. So auch der Katholikentag in Breslau, über dessen herrlicher Festhalle die Worte prangten: In omnibus caritas (in allem die Liebe). Die Liebe ist ja die Wurzel der Einigkeit und dort, wo wahre, katholische Liebe waltet, dort herrscht auch Einigkeit.

Die Liebe ist stark. Und was die Liebe zur katholischen Sache vermag, das sehen wir an den nicht endenden Scharen des mehr als 26.000 kathol. Arbeiter zählenden Festzuges am Breslauer Katholikentage. 570 katholische Vereinsbanner, die im Zuge flatterten, waren ebensoviele Zeugen katholischer Einigkeit und Liebe. Diese Einigkeit kam auch zum Ausdruck in den sieben gleichzeitigen großen Arbeiterversammlungen, in denen von verschiedenen Rednern die gleichen Themata behandelt wurden. Ein Zeugnis dieser Einigkeit war die Begrüßungsversammlung in der großen Festhalle, in welcher Redner aus Schlesien und Westfalen, aus dem Rheinlande und aus Bayern dem Gedanken von der großen katholischen Einigkeit im Glauben und in der Liebe zur kathol. Kirche Ausdruck verliehen.

Lob und Anerkennung dieser Einigkeit zollten auch die Redner aus Osterreich-Ungarn und der Schweiz, aus Amerika und China.

Diese Einigkeit bewährte sich von neuem bei der herrlichen, imposanten Auffahrt der kathol. Studentenschaft mit 68 bunten Bannern, ein Beweis, daß in Deutschland die kathol. Ge-

bildeten zum kathol. Volke halten und mit ihnen sich eins fühlen im Kampfe um die höchsten Güter der Menschheit. Diese Einigkeit zeigte sich in der Beteiligung und gleich liebevollen Behandlung von arm und reich, Arbeiter, Bauer, Gewerksmann, Fabrikant, Gutsbesitzer, Doctoren und Professoren, Abgeordnete, Freiherr, Graf und Fürst, Bischof und Kardinal. Ja gerade das Moment hob Kardinal Kopp als besonders trostreich für ihn hervor, daß fast aus jeder Pfarrei mit den kathol. Arbeitern und Laien auch wenigstens ein kathol. Geistlicher zum Katholikentage erschienen war und im Festzug, wie zu den Versammlungen marschierte, ein Zeichen, daß zwischen dem katholischen Klerus und Volk in Deutschland noch nicht jene verderbliche Scheidemauer besteht, wie leider vielfach anderwärts, sondern daß beide eines Herzens und eines Sinnes sind in der Liebe zur Sache Jesu Christi.

Und was soll man erst sagen von dem großen und starken Bollwerk der Einigkeit, vom Volksverein der Katholiken Deutschlands, den Kardinal Kopp den Verein der Vereine genannt und den ein anderer Redner als die permanente (immerwährende) Generalversammlung der Katholiken Deutschlands bezeichnet hat? In seiner Vollversammlung am Breslauer Katholikentage konnte er auf 620.000 Mitglieder hinweisen, die größte Zahl, die wohl irgend ein Verein der Welt erreicht hat. Das Band der Einigkeit in diesem kathol. Verein sind außer der einigenden kath. Glaubensüberzeugung die 2000 Vertrauensmänn-

ner, welche durch ganz Deutschland verstreut leben und gleich Herolden die jährlich 13 Millionen Schriften und Vorträgen der bewundernswert organisierten Zentralstelle in München-Gladbach überallhin, wo Katholiken wohnen, tragen. Dieser Volksverein ist zum Vorbilde für die Einigkeitsbestrebungen der Katholiken vieler Länder, wie die Redner aus Ungarn, wo auf dem Katholikentage in Szegedin der ungarische kath. Volksverein bereits 24.000 Mitglieder aufweisen konnte, die Redner aus der Schweiz und Nordamerika berichteten.

Die Katholikentage Deutschlands sind aber auch der Sammelpunkt für alle kath. Einigungsbestrebungen auf charitativem, sozialem und religiös-kirchlichem Gebiete. Kein größerer kath. Verein, der nicht hier seine Generalversammlung hielte und vom Katholikentage neues Leben einhauchte. Besonders der kath. Jugendorganisation hat der Breslauer Katholikentag sein Augenmerk zugewendet. Ihre Weihe und Krönung erhält diese großartige Einigkeit der Katholiken Deutschlands durch die einträchtige Liebe, mit der sie und ihre Generalversammlungen am Horte aller katholischen Einheit, am Papsttum und am jeweiligen hl. Vater hängen und ihm ihre Huldigungen zum Ausdruck bringen.

So sind uns denn die Katholiken Deutschlands ein Vorbild in der Einigkeit, die alles Trennende beiseite läßt, alle Verletzende, auch selbst gegen Andersgläubige und Andersdenkende meidet, und nur das Einigende, die Ehre Gottes und die Freiheit der Kirche Christi, das Wohl der Mitmenschen und den Frieden des Vaterlandes sucht.

Leider ist den Klagen des Begrüßungsredners aus Österreich, Abg. L. Kunzschaf, über die Uneinigkeit und den nationalen Hader der österr. Katholiken der traurigste Beweis durch die noch während des Breslauer Katholikentages erfolgte Absage des 7. allgemeinen österr. Katholikentages in Wien auf dem Fuße gefolgt. Nationaler Streit, der nur seine Interessen kennt und sucht und auch auf die Tagungen des katholischen Einheitsgedankens seine Saat der Zwietracht aussäen wollte, war diesmal die Ursache der Absage und vielleicht auch des Abchlusses der allgemeinen österr. Katholikentage und ihrer Ersetzung durch deutschösterreichische, nachdem die übrigen Nationen ohnehin ihre Sonderkatholikentage abhalten. Zu einer großen, die nationalen Verschiedenheiten für einen Moment

vergeßenden, das Katholische in den Vordergrund stellenden Einigkeit scheinenden Österreichs katholische Völker noch nicht sich aufrufen zu können.

Seid einig, einig, einig! Diese Mahnung gilt mehr als jedem andern uns Katholiken Österreichs; freuen sich doch die Gegner schon über unsere Uneinigkeit und die Absagung des Katholikentages in Wien.

Nun denn, so geben wenigstens wir deutsche Katholiken Österreichs unseren katholischen Mitbrüdern unter den anderen Nationen jenes Beispiel der Einigkeit im Glauben, im Bekenntnis, im Eifer, in der Liebe und in den kath. Taten, das wir an unseren katholischen Glaubens- und Stammesbrüdern in Deutschland alljährlich bei ihren Katholikentagen sehen und bewundern.

Im Leben.

Hier ist das Leben Kampf und Streit,
Versuchung überall bereit.
Es lockt die Welt mit ihrer Lust,
Es reizt der Feind in eigener Brust.
Wir müßten unterliegen,
Wär uns ein Beistand nicht bestellt,
Der Geist, der unsern Geist erhellet,
Der kämpfen hilft und siegen.

Die soziale Aufgabe der Frau.

(Schluß)

Und nun ein Wort über die Frau der arbeitenden Stände!

Gilt denn ein armes Weib auch etwas in der heutigen Zeit? Kann vielleicht auch sie eingreifen in das große Rad der Zeit?

Warum nicht? — Hat der Löwe in der Falle das Mäuschen so gut brauchen können, so kann der christlichen Gesellschaft die Tätigkeit einer braven, christlichen Arbeiterfrau auch nur willkommen sein. Die Arbeiterfrau hat auf ihren Mann ja auch einen großen Einfluß, — wir haben dies ja bei Arbeiterausständen, Streiks oft erlebt — und es ist auch ganz natürlich.

Der Mann der Arbeit ist den ganzen Tag dem Hause entzogen, er legt all das Wirtschaftliche im Hause, die Verwertung des kargen Arbeitslohnes, die Pflege und Erziehung der Kinder, in die Hand seiner Frau, was die Frau hier tut, ist eben getan; er begnügt sich mit einer stummen Billigung alles dessen, was die Frau im Hause angeordnet hat.

Liegt die soziale Bedeutung der Arbeiterfrau nicht auf der Hand? Der Ordnungssinn, die Zufriedenheit, die arbeitswillige Gesinnung des Mannes ist ja größtenteils in ihre Hand gegeben. Wie wichtig ist es da, daß die Arbeiterfrau von ihrem Einfluß einen guten Gebrauch mache, vor allem, daß sie gut wirtschaftete, ein reinliches Haus halte, eine ordentliche Kost ihrem Manne

verabreiche, ihre Kinder rein und damit gesund aufziehe — dadurch wird dem Manne ein Heim gemacht u. vor schlechter Gesellschaft und dem Wirtshaus sitzen abgehalten. Wie viel Böses wird dadurch nicht schon verhindert — ist das nicht eine soziale Tat.

Dazu kommt, daß im Eheleben die Arbeitsamkeit, die Eintracht und der Friede gestärkt werden und dadurch das ganze Familienleben gehoben wird.

„Was tut eigentlich deine Frau, daß sie so einen ganz anderen Menschen aus dir gemacht? Früher warst du jeden Abend im „Weißen Raben“ und jetzt nie mehr.“
„O, sie tut nichts besonderes, sie verbietet auch das Ausgehen nicht, aber ich weiß nicht, wie es zugeht — es ist immer so ruhig, freundlich, behaglich bei uns, daß es wirklich schade wäre, wenn ich mein trautes Heim mit der Kneipe vertauschen würde.“

Nicht umsonst bemühen sich die relig. Kreise in der Arbeiterschaft die Frau zu gewinnen. Wenn eine gute Frau so viel stiften kann, kann eine schlechte Frau unendlich mehr verderben.

Worin aber jede Frau das Schwergewicht ihrer Tätigkeit legen muß, das ist die Familie. Die ist der Grundstock der Gesellschaft, wenn diese reformiert, verbessert wird, dann ist es die ganze Gesellschaft.

Die Menschheit kann ohne Telephon und Zeppelin existieren, aber nicht ohne Familie. Wenn es da fehlt, liegt eben alles darnieder.

Die Priesterin des guten Geistes, der guten Sitte und Religion in der Familie ist die Frau. Also liegt das Wohl und Wehe der Gesellschaft größtenteils in den Händen der Frau, als der geborenen Erzieherin der Gesellschaft.

Wir sehen ja alle Tage, wie die religionslose, ungläubige, genußsüchtige Frau Schaden in der Familie anrichtet. Wir sehen uns mehr und mehr vom tiefen, sozialen und moralischen Elend umgeben, aber blicken wir nicht bloß klagend umher und begnügen wir uns nicht, alle Schuld den gewiß schlechten gegenwärtigen Zeiten zuzuschreiben, nein, tiefere Ursachen zu erforschen.

Und ich meine den Hauptgrund werden wir nirgends anders finden als in der unchristlichen Lebensauffassung, die vom Ernst des Lebens als der Vorbereitung auf eine Ewigkeit abzieht und Genuß und Genuß und wieder Genuß verlangt — dieses um jeden Preis.

Dabei gehen Menschenwürde, Menschenarbeit und jeder gerechte Lohn, Liebe und Barmherzigkeit, Ehrlichkeit, Freiheit und Sittlichkeit unter und daran anschließend alles Volksglück.

Aber glauben Sie ja nicht, daß ein Besserwerden eingeführt wird ohne uns.

Verlassen Sie sich nicht darauf, daß der

Man die Welt schon einrichten werde, wie sie sein soll. Nein, der Mann regelt meinetwegen die Industrie und Politik, er erfindet, operiert mit dem Gelde, macht Gesetze, hält Reden, aber die Menschheit wird dadurch nicht besser.

Soll es aber auf der Welt besser werden, so muß die Menschheit anders werden.

Der Mann kann sich dem Einfluß der Frau nicht entziehen, als Kind hat er die Mutter, als Knabe die Schwester, als Jüngling die Braut, als Mann die Frau an der Seite.

Aber eine und zwei und hundert von uns vermögen da freilich nichts, aber 10- und 20.000 Frauen im Bund muß es gelingen, den öffentlichen Geist zu bessern, ganze Staaten zu reformieren. Und ein solches Heer christlich wirkender Frauen muß unter uns erstehen.

Merts.

Vieulich ist der Reiz der Jugend,
Doch die Blüten fallen ab;
Aber Edelmut und Tugend
Führen uns noch über's Grab.

Zeitgeschichten.

— **Sein Lebenszweck.** Der Engländer Rogeston besaß ein Vermögen von drei Millionen und diese Summe hat dieser Mann im eigentlichen Sinne des Wortes aufgeessen. Die Fremden der Tafel bildeten seine Leidenschaft, und in Erfüllung seines Lebenszwecks reiste er kreuz und quer in der Welt herum, nur darauf bedacht, alle Köstlichkeiten, die die jeweilige nationale Kochkunst zu produzieren vermochte, gewissenhaft durchzukosten. Nachdem er so zehn Jahre lang seinen gastronomischen Kaprizen gefrönt hatte, war er 1860 gerade noch im Besitze des Betrages, um sich in London den Genuß einer nach allen Regeln der Kunst zubereiteten Schnepfe zu leisten. Dann sprang er von der Höhe der Westminsterbrücke in die Themse. Er wäre gerettet worden, wenn sein Sprung den zahlreichen Zuschauern der Szene nicht Anlaß gegeben hätte, auf den Ausgang des Unternehmens starke Wetten abzuschließen. So ließ man ihn elendiglich ertrinken.

— **Lustiges vom Luftballon.** Aus der Umgegend von Thorn in Ostpreußen wird geschrieben. Eine weite Reise, um die ihn manches große Luftschiff beneiden kann, hat ein kleiner, nur etwa einen Meter hoher Ballon gemacht, den der Göttinger Eisenbahn-Gesangverein „Harmonie“ bei einem Sommerausflug am 1. Aug. abends 6 Uhr in Rosdorf hat aufsteigen lassen. Mit dem Poststempel Danzig ist dem Verein eine aus einem Grenzdörfchen bei Thorn vom 4. August dadierte Postkarte folgenden Inhaltes zugegangen: „Hab sich gefunden das Ballong hibr. Daß sich das Ballong nicht weiter gefliecht sein, ist sich

gekommen dadurch, daß sich hat gestost zwei Großes Loga ihn-kie Saidu. freintliches Kreuz sändet Stanislaus Swabimowski.“ — Von zweiter Hand ist noch hinzugefügt, wahrscheinlich von einem Wikbold des Dorfes: „Es sich das Ballong vor lauter Harmonie vergeplakt.“

— **Ein Millionär als Bettler.** Aus New-York wird gemeldet, daß in Pittsburg der Professionsbettler Zebauch verhaftet wurde, um in einer Irrenanstalt untergebracht zu werden. In seiner Wohnung fand man, an den unglaublichsten Orten versteckt, Banknoten und Goldstücke im Betrag von 600.000 Kronen. Außerdem besaß Zebauch auch ein großes Depots in verschiedenen Banken. Dies waren die Ergebnisse der Bettelei, die dieser Achtzigjährige zeit lebens getrieben hatte, um das Mitleid seiner Nebenmenschen auszubeuten.

— **Der Bart des Königs.** Kürzlich hatte sich König Alfonso von Spanien den Backenbart wachsen lassen, dieser hatte jedoch kein langes Leben, denn er war gar bald dem Rasiermesser zum Opfer gefallen. Wie jetzt bekannt wird, hatte der junge Monarch sich den Backenbart stehen lassen, um dadurch seine besondere Freundschaft mit England zu bekunden, es war also, könnte man sagen, ein politischer Bart. Die Hofgesellschaft wagte natürlich nichts zu äußern, aber die Königin Victoria Eugenia sagte dem König, er sehe einem englischen Kellner viel ähnlicher als einem Admiral. Infolgedessen ließ sich König Alfonso den Backenbart wieder abrasieren.

— **Krieg den Katzen.** Mit der Erklärung, daß die scharenweise herrenlos herumlaufenden Katzen die größte Gefahr für die Gesundheit der Bewohner der Ostseite New-Yorks seien, forderte der Magistrat Conell die Tierschutzgesellschaft zu einem Vernichtungskriege gegen diese Tiere auf. In seinem Schreiben führt der Richter aus, daß er auf seinem Weg nach dem Gericht allein jeden Tag 25 oder mehr Katzen sehe, die ihren Hunger am Inhalt der Abtrittsfässer stillen. Durch diese, häufig von Kindern aufgehobenen, ein elendes Dasein führenden Tiere würden mehr Krankheitskeime in die Häuser getragen als durch Millionen von Fliegen. Die Ausrottung der Tausende von heimatslosen Katzen sei eine zwingende Notwendigkeit, wenn nicht Seuchen verbreitet werden sollen. Überdies bilde der Tod für dies Viehzeug eine Wohltat.

— **Die Semmel am Schandpfahl.** Ein Einwohner von Ikehoe hatte gelegentlich des von der dortigen Bäckerinnung anlänglich ihrer Jahnenweihe veranstalteten Festumzuges eine Semmel an eine Stange gebunden, darunter ein Plakat mit der Inschrift: „Weil ich so klein und niedlich bin, hängt man mich hier am Schandpfahl hin.“ Diese Semmel hielt er während des Vorbeimarsches zum Fenster hinaus.

— **Das Vermögen im Rehrichthausen.** Aus Belfort in Frankreich wird nachstehendes mitgeteilt: Der Lumpensammler Michel, dessen Aufgabe es ist, die Mistablagungsstätten zu nivellieren, war nicht wenig überrascht, als er vor einigen Tagen zwei elegant gekleidete Herren mit fieberhaftem Eifer den Schutt durchsuchen sah. Auf sein Befragen teilten sie ihm mit, sie hätten etwas verloren und man habe ihnen gesagt, der Rehrich ihres Etablissements werde an dieser Stelle abgeladen. Eifrig erfaßt Michel seinen Krampen und begann den Rehrich gehörig durchzuwühlen. Plötzlich stieß er auf ein großes gelbes Bündel, auf das sich die beiden Fremden sofort zitternd vor Aufregung stürzten mit dem Bedeuten, dies sei der von ihnen gesuchte Gegenstand. Sie prüften die Umhüllung, fanden sie unverfehrt und einer von ihnen ließ das Paket sofort in die Tasche verschwinden. Darauf boten sie dem Lumpensammler 20 Centimes Trinkgeld, was dieser aber zurückwies. In dieser Umhüllung sollen sich 500.000 Franken befunden haben, die in einem der großen Etablissements der Stadt in Verlust geraten waren.

— **Irrsinn am Telephon.** Ein 18jähriges Mädchen in Marseille ist Telephonistin. Unlängst trat sie um 8 Uhr früh den Dienst an, ohne vorher etwas gegessen zu haben. Gegen 12 Uhr mittags fing sie nun plötzlich an, sichtlich falsche Verbindungen herzustellen, indem sie auch zuweilen selbst in die einzelnen Leitungen sprach. Unter anderem verständigte sie die Marseiller und Pariser Polizei von einem beabsichtigten Attentat neu eingetroffener Anarchisten. Die Folge war davon, daß alle ankommenden Passagiere scharf beobachtet wurden, und da einige verdächtig schienen, führte dies schließlich auch zu Verhaftungen. Einzelne Ehemänner benachrichtigte sie von dem Verhaften ihrer Frauen und richtete auf diese Weise die heillossten Verwirrungen an. Der größte Schaden dürfte wohl dadurch entstanden sein, daß sie die von Paris, meist von der Pariser Börse verlangten Verbindungen nicht oder falsch herstellte. Einzelne Börsenbesucher haben schon mit einer Schadenersatzklage gedroht. Als man sie aufforderte, ihren Platz zu verlassen, weigerte sie sich und zerstückte schließlich zahlreiche Apparate. Man mußte sie an Händen und Füßen fesseln, ehe man sie entfernen konnte.

— **Die findige Post.** Eine helle Maid hatte einen Bayreuther Chebauxleger, der auf Urlaub in Sachsen weilte, kennen gelernt. Der erste Brief, den sie ihm nach Bayreuth schrieb, enthielt den Namen mit dem Zusatz „Soldat mit grünen Hosen und roten Streifen“. An das Wort Chebauxleger hatte sie sich nicht mehr erinnert oder nicht herangetraut. Die Hauptsache war — der Brief kam in die richtigen Hände. „Er“ erhielt pünktlich die Liebeschwüre.

Sigurds Gefellenstück.

Geschichtliche Erzählung von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Das dicke Gebüsch, in das die beiden Männer jetzt zurücktraten, verbarg ihre Gestalten vollständig den Blicken der beiden Frauen, die ahnungslos, vom Park des Schlosses kommend, den Waldweg betraten, der später sanft absteigend zum Strand herniederführte. Es waren Margarete Hansen und ihre mütterliche Schützerin, Frau Juta, die sich anschickten, dem letzten Wunsche des jungen Sigurd Holmberg nachzukommen und zur Abschiedsfeier die Grotte mit dem Muttergottesbild am Strande aufzusuchen. Die Wirtschafterin des Stureschlosses hatte lange geschwanzt, ehe sie sich dazu entschließen konnte, dem jungen Mädchen überhaupt den Ausgang zu gestatten, aber sie hatte schließlich doch in dem Bewußtsein des lautereren Sinnes des jungen Sigurd und des bitteren Herzeleidens, das ihre Weigerung dem Scheidenden bereitet haben würde, eingewilligt.

Ein Aufschrei jähen Erschreckens kam plötzlich von des jungen Mädchens Lippen, als ganz unvermutet Junker Jens vor ihm auftauchte und den beiden Frauen den Weg vertrat.

„Ist mir die Überraschung gelungen?“ rief der Nefse des Schloßherrn mit erzwungenem Lachen. „Nun müßt Ihr Euch schon meine Begleitung auf Eurem Morgengang gefallen lassen, Fräulein Margarete!“

In sichtlicher Angst blickte die Jungfrau auf ihre Begleiterin; in unabwiesbarer Gewißheit tauchte der Gedanke in ihrer Seele auf, daß Junker Jens' Erscheinen an diesem Ort und zu dieser Stunde mehr als ein bloßer Zufall sein müsse, und eine gleiche Empfindung teilte auch Frau Juta.

Aber die resolute Wirtschafterin ließ sich nicht so leicht einschüchtern. „Schämt Euch, Junker,“ nahm sie das Wort, „Ihr tretet ja harmlosen Frauen wie ein Buschflepper aus dem Gesträuch entgegen. Aber wir fürchten uns nicht, weder vor Euch, noch vor einem anderen; und da wir keinen Beschützer brauchen, so bitte ich Euch, Junker Jens, laßt uns ungeschoren unseres Weges zieh'n und geht Ihr den Euren.“

„Daß ich ein Narr wäre,“ lachte der Junker. „Wer weiß, ob ich nicht bei dem Gang, den das holdselige Fräulein vorhat und zu dem Ihr Eure werthe Person als Deckmantel leiht, ehrenfeste Frau Juta, doch auch ein Wörtlein mitzureden habe?“

Margaretens Antlitz überzog Totenblässe des höchsten Erschreckens; nun blieb ihr kein Zweifel mehr — auf irgend eine Weise war der wüste Junker zur Kenntnis des Zieles ihres Morgenganges gelangt. Frau Jutas Wangen aber röteten sich vor Zorn und entrüstet sagte sie: „Ich begleite keine Jungfrau auf einen Gang, der das Licht zu scheuen hat und den ich mit meiner Ehre nicht verantworten kann. Übrigens, Junker Jens, sind Fräulein Margarete und ich selber Euch keine Rechenschaft über unser Tun und Lassen schuldig — die zu fordern hat nur einer das Recht: Herr Henrik Sture, Euer Oheim.“

„Ich stehe hier in seinem Namen, als nächster Verwandter,“ fuhr Junker Jens sie trotzig an, „und außerdem denke ich die Jungfer Margarete einst heimzuführen als mein Ehefrau und sie zur Schloßherrin auf Sture zu erheben und da verbitte ich es mir, meine Rechte von einem elenden Schmiedejungen schmälern zu lassen.“

Es war heraus — das Geheimnis, das zwei junge Herzen verband, war mit täppischer Hand enthüllt und hohnvoller Deutung preisgegeben. Ein Tränenstrom rann über Margaretens Wangen. „Nie, nie, werde ich die Eure,“ rief sie, „eher sterben.“

„Oho, hat Euch der Schmiedejunge die Kette schon so fest geschmiedet?“ höhnte der Junker. „Eigentlich müßt Ihr Euch bei mir bedanken, Jungfrau, daß ich Euch, die Ihr nichts als die verstaubten Bücher zu eigen nennt, welche Euch der gelehrte Vater hinterlassen, mit Reichtum und Würde beglücken will, während ich doch jeden Tag nur die Hand auszustrecken brauche, um unter einem Duzend der vornehmsten Jungfrauen dieses Landes zu wählen. Aber du gefällst mir“ — das Auge des Junkers flammte auf, als es frech die schöne Gestalt Margaretens überflog — „und zwar heute mehr als je zuvor, und wenn ich schweigen soll über deinen frühen Gang, der nicht zu gleichem Ziele der erste ist — so will ich meinen Lohn dafür haben, Schätzchen! Willst du mir versagen, was du wohl mehr als einmal schon dem Schmiedejungen gewährt hast?“

Und mit starker Hand versuchte der Freche die zitternde Jungfrau zu umfassen, um einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, aber mit verdoppelter Stärke, die Scham und Abscheu verleiht, stieß die Jungfrau den Wüsten zurück. „Zu Hilfe!“ kam es, kaum ihrer selbst be-

mußt, in höchster Angst von ihren Lippen. — Und Hilfe war rasch zur Stelle.

„Ich komme,“ tönte es vom Strande unterhalb des Waldes empor; eine starke, jugendhelle Stimme war's und jugendfrisch war die schlanke und doch so kraftstrotzende Gestalt des Jünglings, der jetzt den Umweg des zur Höhe emporführenden Pfades verschmähend, mit leicht beschwingtem Fuß emporstieg. Ein lauter Aufschrei, halb der Bestürzung, halb der Freude entstrungen, kam von Margaretens Lippen: „Sigurd!“

Es war der Nefse des alten Schmiedes Kerstenen, der den bedrängten Frauen zu Hilfe kam. Wie Großvater und Enkel es am Vorabend miteinander verabredet, hatte Sigurd dem Alten bis in die Nähe der Strandgrotte, wo die beiden Frauen sich zum letzten Gruß einzufinden versprochen hatten, das Geleit zu geben. Wie er dem Meister versprochen, war der Jüngling dann zurückgeblieben, so schwer ihm auch die Entsagung das Herz beklomm, während der alte Kerstenen seinen Weg bis zu dem ihm von Sigurd angegebenen Ziele fortsetzte. Nun aber tönte von der Waldhöhe hernieder ein Hilferuf an sein Ohr — und er erkannte die Stimme Margaretens. Ohne weiteres Bedenken, nur von dem Gedanken erfüllt, daß dem von ihm wie eine Heilige verehrten jungen Mädchen Gefahr oder Unbill drohen könne, war er herbeigeeilt und stand nun mit seiner hohen Gestalt, dem wallenden Blondhaar und den blitzenden Augen plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, wie einer der Helden der Sage seiner nordischen Heimat vor dem unwillkürlich zurückweichenden Junker, den er im ersten Augenblick nicht erkannte und für einen der Edelleute aus dem Gefolge des Monarchen hielt.

„Schande über Euch,“ rief er entrüstet, „doppelte Schande dem Feigling, der schutzlose Frauen bedrängt und gebotene Gastlichkeit schnöde verleht. Geht Eures Weges oder es soll Euch reuen.“

Ein höhnisches Lachen des Junkers war die Antwort. „Wahre deine Zunge, Bursche,“ rief Jens, „und stärke deine blöden Augen, daß sie erkennen, wen sie vor sich haben; zu dir ist's, daß ich sage: schere dich deines Weges und hüte dich, niemals wieder deinen knechtischen Blick zu einer Sonne zu erheben, die zu hoch für dich am Himmel steht. Geh!“ herrschte er den Jüngling an, „geh, auf der Stelle!“

Schon bei den ersten Worten des Junkers hatte Sigurd seinen Irrtum

bemerkt, und nun überkam dem Jüngling die unabweisliche Ahnung, daß der seit Jahren zwischen den beiden jungen Leuten getragene stumme Groll zu jähem Ausbruch kommen müsse. Hoch richtete er sich empor.

„Mein Großvater und ich, wir sind freie Leute,“ sagte er, „dem König un-
tertan und seinem Gesetz, aber nieman-
des Knechte. Keiner hat mir zu befehlen,
komm oder geh, wenn ich nicht will. Ich
aber will nicht eher von hinnen weichen,
als bis ich das edle Fräulein und seine
würdige Hüterin sicher weiß von jeder
Kränkung. Wendet Euren Fuß vor-
wärts oder rückwärts, edles Fräulein,“
fuhr er, zu Margarete gewendet, fort
— es wird Euch keiner folgen und Euch
zum zweitenmal zu kränken wagen.“

„Ich will ins Schloß zurück,“ sagte
Margarete mit bebender Stimme —
„ich bin gewiß, man wird meinen Weg
unangefochten lassen; aber ich bitte, ich
beschwöre Euch, Sigurd Holmberg, geht
auch Ihr nun, damit ich nicht denken
muß, Unheil bleibt hinter mir und es
könnte Euch um meinetwillen ein Leid
geschehen.“

Höhnisch lachte der Junker. „Der Jung-
fer hangt um ihren Buh—l—en — —“

Er kam nicht weiter in seiner Rede
— mit einem Satz war Sigurd auf den
Junker losgesprungen und hatte ihn mit
einem so kräftigen Griff an der Kehle
gepackt, daß dem Schmäher das Wort
im Munde erstarrte. „Bube — elender
Bube,“ kam es keuchend von den Lippen
des jungen Schmiedes, „hättest du aus-
gesprochen, sie trügen einen toten Mann
vom Platz.“

Das Antlitz Jenz' hatte sich unter dem
Eisengriff seines Gegners bläulich ge-
färbt. — „Ich ersticke!“ brachte er müh-
sam gurgelnd hervor.

Sigurd ließ von ihm ab, aber im
Nachhall seines flammenden Zornes,
jetzt ganz unter dem Einfluß seines hei-
ßen Blutes und der erlittenen Beleidig-
ung, hob der Jüngling die schwächliche
Gestalt des Junkers hoch empor und
schleuderte sie in weitem Bogen auf den
weichen Waldboden, wo Junker Jenz
wie betäubt einige Augenblicke lang re-
gungslos liegen blieb.

Halbtot vor Entsetzen hatte Marga-
rete dem furchtbaren Auftritt beige-
wohnt. Sie zitterte an allen Gliedern
und leistete, halb bewußtlos, keinen Wi-
derstand, als Frau Juta, deren sonst so
bewährte Selbständigkeit diesmal eben-
falls ins Wanken geraten war, des jun-
gen Mädchens Hand ergriff und sie mit
sich in der Richtung zum Schloß fortzog.

— Aber an Stelle der Frauen war
plötzlich eine neue Persönlichkeit an der
bedeutsamen Stätte aufgetaucht. Wie
von einem bösen Geist beschworen, stand
Niels Pedersen, der Hausmeister des
Stureschlosses, neben dem zu Boden ge-
worfenen Junker, der sich, leichenblaß
das Antlitz im Widerschein namenlosen
Grimmes, mühsam vom Boden erhob.
Selbst wenn die Erregung des unheil-
vollen Augenblickes es zugelassen hätte,
darnach zu forschen, keiner bis auf den
Neffen des Herrn Henriks hätte nach-
weisen können, woher der Vertraute
des Junkers so plötzlich gekommen war.
Jenz aber verstand, daß sein Helfer und
Begleiter nun die Zeit für gekommen er-
achtete, seine Anwesenheit und Zeugen-
schaft auf dem Schauplatz der folgen-
schweren Begegnung zu befunden.

„Stützt Euch auf mich, Junker,“
nahm der Hausmeister das Wort — —
„ein Glück ist es, daß mich ein gutes Ge-
schick auf der Heimkehr von einem Mor-
genpaziergang ins Schloß zur rechten
Zeit an diese Stelle geführt hat, um
Zeuge des brutalsten Überfalles zu wer-
den, den je ein Niederer an einem Edlen
verübt hat, und gar an dem nächsten
Blutsverwandten des Höchstgebietenden
zu Bornholm.“

Schon im Gehen, von Frau Juta bei-
nahe mit Gewalt fortgezogen, wandte
sich Margarete noch einmal zurück. —
„Er hatte mich vor schwerster Kränkung
eines Ehrlosen bewahrt,“ rief sie — aber
fast gebieterisch führte Frau Juta mit
starkem Arm das junge Mädchen hin-
weg.

Die furchtbare Erregung Sigurds war
nun einer fast steinernen Ruhe gewichen;
keine Muskel zuckte im Antlitz des
Jünglings, als in blinder Wut der
Junker Niene machte, das kurze Schwert
an seiner Seite aus der Scheide zu rei-
ßen und unter rohen Flüchen auf den
Wehrlosen einzudringen.

Aber hindernd stellte sich der Haus-
meister in den Weg. „Seid Ihr von
Sinnen, Junker Jenz?“ flüsterte er
hastig. „Denkt doch an das, was ich Euch
gestern sagte. Nicht besser konnte es
kommen.“

Und zugleich mit den Worten Niels
Pedersens tönte vom Turm des Sture-
schlosses her der helle Klang einer Glocke
zum Wald herüber.

„Der König rüstet sich zur Heim-
fahrt,“ rief der Hausmeister, „wir dür-
fen keinen Augenblick säumen — kommt
Junker, kommt — was Ihr mit dem
Burschen auszutragen habt, der frevelnd

seine Hand an Euch zu legen wagte, das
wird sich schon finden.“

Das Drängen des Hausmeisters kam
dem Junker eben recht. — Feig, wie alle
seinesgleichen, zog er trotz des Schwertes
an seiner Seite dem Unbewaffneten ge-
genüber vor, das Feld zu räumen — er
hatte Sigurds Stärke schon genugsam
kennen gelernt. — Und es paßte ihm bes-
ser, als den Handel mit seinem Wider-
sacher hier auf der Stelle auszutragen,
sich der gestrigen Mitteilung des mit
Bornholmer Recht und Gesetz vertrau-
ten Niels Pedersen zu erinnern, nun
doppelt vorteilhaft für ihn, da der oberste
Beamte der Insel, sein Oheim, sich an-
schickte, den königlichen Herrn das Ge-
leite zu geben. Mit dem Vertreter
während Henriks Abwesenheit, dem
Bogt Sandersen, war leicht zu reden —
das wußte er, und bis der Schloßherr
auf Sture heimkehrte, mußte alles ge-
schehen sein — nach alter Bornholmer
Satzung. „Ihr habt Recht, Hausmei-
ster,“ stimmte er deshalb dem willkom-
menen Mahner zu — „für Burschen
seines Schlages ist ein ritterliches
Schwert zu gut. Wir werden andere
Sühne heischen — Ihr seid Zeuge des
Geschehenen.“

„Auf Eid und Gewissen!“ bekräftigte
Niels Pedersen feierlich.

Die zwei Kumpane wandten sich zum
Gehen. Erst als beide eine Strecke weit
entfernt waren, verließ auch Sigurd die
für ihn so unheilvolle Stätte. Er wußte,
daß dieser Augenblick ihm einen Tod-
feind geschaffen, der mit Hilfe seines
guten Freundes selbst vor keiner ge-
meinsamen Gewalttat zurückschreckte.
Freilich war Sigurd Holmberg nicht be-
wandert in den alten Sätzen der In-
sel und wußte sich außerdem im Schutze
des alten Herrn Henrik, der dem Jüng-
ling und seinem Großvater stets wohl-
gesinnt gewesen. Auch würde Junker
Jenz sich wohl hüten, sein rohes Betra-
gen gegen Margarete, des Schloßherrn
Liebling, zu Ohren seines nächsten Ver-
wandten kommen zu lassen. So dachte
Sigurd — und doch wanderte er, mit
schweren Gedanken belastet, dem groß-
väterlichen Heim entgegen. Daß durch
den Vorfall des heutigen Morgens ihm
jede Gelegenheit genommen sei, ohne
lästige Zeugen mit dem Mädchen zusam-
mentzutreffen, war ihm nun klar, und
fort mußte er, der Entschluß stand fester
noch als zuvor in seiner Seele. Aber
ein Bedenken sprach: wenn Sigurd
Holmberg so hastig Bornholm verließ,
konnte man ihn für einen Feigling hal-

ten, der sich den Folgen seiner Handlung durch eilige Flucht zu entziehen versuchte.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 16. bis 30. September.

16. Donnerstag. Kornelius, Papst, Cyprian, Bischof, Martyrer († 258); Ludmila, Herzogin u. Mart. († 927); Editha, Jungfrau († 984); Eugenia. — 17. Freitag. (Quatemberfaste.) Lambert, Bischof u. Mart. — 18. Samstag. Thomas v. Villanova, Erzbischof († 1555); Joseph v. Copertino, Bekenner († 1663).

19. Sonntag 16. nach Pfingsten. (Sieben Schmerzen Mariä.) Evang. (Luk. 14, 1—11.) Jesus heilt einen Wassersüchtigen und mahnt zur Heiligung des Sabbath. Januarius, Bischof u. Mart. († 305.)

20. Montag. Eustachius, Mart. († 120); Fausta, Jungf. u. Mari († 305). — 21. Dienstag. Matthäus, Apostel u. Evang. († um 69). — 22. Mittwoch. Gummeran, Bischof u. Mart. († 652); Mauritius, Mart. († 278) ☉ Erstes Viertel 7 Uhr 29 Min. nachm. — 23. Donnerstag. Linus, Papst u. Mart. († 70); Thekla, Jungfr. u. Mart. († 1. Jahrhdt.) Herbstanfang. Sonnenaufgang 5 Uhr 48 Min. Sonnenuntergang 5 Uhr 56 Min. Tageslänge 12 St. 7 Min. — 24. Freitag. Rupert, Bischof; Gerard, Bischof u. Mart. († 1064). — 25. Samstag. Kleophas, Jünger Jesu; Aurelia, Jungfrau; Elagius, Knabe u. Mart. († 925).

26. Sonntag. (17. n. Pfingsten.) Evang. (Matthäus 22, 35—46): Christus belehrt die Pharisäer über die 2 größten Gebote u. zw. das Gebot der Gottes- und das der Nächstenliebe. Er liefert ihnen den Beweis seiner göttl. Macht und Würde. Cyprian und Justina, Mart. († 304); Warin, Abt († 856.)

27. Montag. Kosmas und Damian, Mart. († 287).

28. Dienstag. Wenzeslaus. König und Mart., Landespatron in Böhmen († 936); Fest-Evang. (Matth. 16, 25—27): Jesus mahnt seine Nachfolger zur Selbstverleugnung und zum Kreuztragen im Hinblick auf den ewigen Lohn. Lioba, Nebtiffin († 772); Alderich, Mönch († 973).

29. Mittwoch. Michael, Erzengel. ☉ Vollmond 2 Uhr 3 Min. nachm. — 30. Donnerstag. Hieronymus, Kirchenlehrer († 419); Sophie, Witwe. Sonnenaufgang 5 Uhr 40 Min., Tageslänge 11 Std. 41 Min.

Der hl. Gerhard, Bischof und Martyrer.

Bei dem Werke der Bekehrung Ungarns zum katholischen Glauben, welches der hl. König Stephan mit so großem Eifer betrieben, wurde er vom hl. Bischof Gerhard tatkräftigst unterstützt, und was Stephan nicht beenden konnte, suchte Gerhard zu vollenden und sein hl. Martertod krönte sein großes Bekehrungswerk.

Der hl. Gerhard stammt aus einer sehr angesehenen Familie zu Venedig und erblickte zu Anfang des elften Jahrhunderts das Licht der Welt. Schon frühzeitig legte er eine tiefe Verachtung und Geringschätzung aller irdischen Güter und Ehren an den Tag, und statt eines mit dem Glanze und der Eitelkeit der Welt umgebenen Lebens wählte er die Einsamkeit und Verborgenheit des Klosters, in-

dem er in den Orden des hl. Benedikt eintrat. Auf einer Wallfahrt, die er aus besonderem Bußeifer nach dem gelobten Lande unternahm, kam er nach Ungarn, wo der fromme König Stephan regierte. Dieser nahm den Heiligen gastfreundlich auf, und als er die hohen Tugenden desselben kennen gelernt hatte, suchte er ihn im Lande zu behalten als ein ihm von Gott gesandtes außerordentliches Werkzeug zur Verbreitung des Christentums in seinem Reiche. Gerhard willigte in den Wunsch des Königs ein, ließ sich aber nicht bewegen, am königlichen Hofe zu bleiben, sondern bezog eine Einstelelei, wo er sich auf sein apostolisches Amt unter Gebet und Buße vorbereitete. Die segensreiche Wirksamkeit, welche er sodann entfaltete, bestimmte den König gar bald, ihn zum Bischof von Szanad vorzuschlagen. Mit Widerstreben nahm der hl. Gerhard diese hohe Würde an; lieber wäre er aus Demut und Verachtung seiner selbst für immer in der Einöde geblieben, allein er folgte dem Rufe Gottes. Das Volk seines Bistums lebte noch zum größten Teile in heidnischer Unwissenheit; selbst jene, welche bereits zum Christentum sich bekannten, waren unwissend und von rohen Sitten. Seinem apostolischen Eifer, sowie der Kraft seiner Rede, mehr aber noch der Reinheit seines Lebenswandels gelang es in kurzer Zeit, seine Diözese zum Besseren umzugestalten. Seiner Herde leuchtete der heilige Bischof Gerhard als ein Muster jeglicher Tugend voran: er war überaus demütig, wachsam über sich selbst, eifrig im Gebete, wohlthätig und barmherzig, er lebte sehr strenge und übte viele Werke der Buße und Abtötung. Seine Liebe und Andacht zur heiligen Gottesmutter kannte keine Grenzen: so oft der heilige Name Maria ausgesprochen wurde, entblökte er sein Haupt und beugte seine Knie.

Auf seine und des Königs Veranlassung erwählte das ungarische Volk die Himmelskönigin zur Patronin des Landes und trug ihr Bildnis in der Reichsfahne.

Unermüdet arbeitete Gerhard am Seelenheile des ihm anvertrauten Volkes und an seiner eigenen Verbollkommnung. Unter seinen Kleidern trug er ein härenes Bußhemd, fastete strenge, erfüllte am Tage seine Berufsgeschäfte und lag in der Nacht dem Gebete ob. Das zärtlichste Mitleid trug er mit der notleidenden Menschheit. Dem Auszägigen verband er in seinem Gemache die ekelhaften Wunden und Geschwüre, umarmte sie liebevoll und legte sie oft in sein eigenes Bett. Gegen sich selbst war er sehr strenge, gegen andere, besonders gegen Neuge, sehr milde. Als er einst seinen Knecht wegen eines Fehltrittes hart bestraft hatte, fiel er demselben zu Füßen, küßte ihn und legte sich selbst für die Übereilung eine harte Buße auf.

Solange der fromme König Stephan lebte, unterstützte er mit allen Kräften die segensreiche Wirksamkeit des hl. Bischofs.

Als aber Stephan am Himmelfahrtstage Mariä (1038) starb, begann für die Kirche Ungarns eine trübe, verhängnisvolle Zeit; denn der Thronfolger Peter, ein Neffe des verstorbenen Königs, führte ein so ausschweifendes Leben, und machte sich durch Grausamkeiten so verhaßt, daß ihn das Volk wegjagte und den Edelmann Aba zum Regenten wählte. Dieser wütete grausam gegen die Anhänger Peters, ließ die Adligen umbringen und haschte nur nach der Gunst des Volkes. Auf das Osterfest ging Aba, von einer mächtigen Schar begleitet, nach Szanad, um sich vom Bischof Gerhard krönen zu lassen. Gerhard weigerte sich, den unrechtmäßigen Besitzer der Herrschaft zu krönen, bestieg die Kanzel und redete unererschrocken den König an: „Die hl. Fastenzeit ist den Sündern zur Versöhnung, den Gerechten zum Verdienst eingesetzt, du aber, Aba, hast sie durch Mord befleckt und bist heute der Gnade des Himmels nicht würdig. Da ich für meinen Heiland jeden Augenblick zu sterben bereit bin, so soll meine Zunge nicht schweigen. Vernimm das Gericht: „In drei Jahren wird das Schwert der Rache über dich kommen und dir das Reich, welches du ungerecht und gewaltiam an dich gebracht hast, und das Leben nehmen.“ Die angedrohte Strafe trat ein. Aba wurde seines Thrones beraubt und starb auf dem Blutgerüste. Peter wurde zurückgerufen, aber schon nach zwei Jahren von den Großen wieder verjagt. Diese wählten Andreas, einen Verwandten des heiligen Stephan, zum König, aber unter der fluchwürdigen Bedingung, daß er das Christentum in Ungarn wieder ausrotte, die Bischöfe, Priester und Mönche vertreibe, die christlichen Kirchen und Altäre zerstöre und die Abgötterei wieder herstelle. Andreas willigte in diese gottlose Bedingung ein.

Raum hatte Gerhard von dieser abscheulichen Tat Kunde erhalten, so begab er sich mit noch drei Bischöfen nach Stuhlweißenburg, um den König zu bewegen, daß er sein ruchloses Versprechen widerrufe. Als sie in Giod, einem Dorfe an der Donau anlangten, las Gerhard die hl. Messe und kündigte dann seinen Gefährten an: „Brüder und Freunde! heute werden wir des Martertodes sterben. Wir wollen ohne Widerrede uns beeilen, zum Mahle des Lammes zu gehen. Lasset uns sterben für Christus!“ Die Vorhersagung erfüllte sich. Als die Bischöfe über die Donau setzen wollten, fiel der Herzog Batha, der tollste Verehrer der Abgötterei, mit seiner Rotte über den heiligen Gerhard her. Die Wüteriche warfen Steine nach dem Heiligen, rissen ihn aus dem Wagen und schleuderten von allen Seiten Steine auf ihn. Er sank auf seine Knie und betete, wie einst der Erzmartyrer Stephanus: „Herr, rechne es ihnen nicht zur Sünde!“ Da durchbohrte eine Lanze seine Brust am 24. September 1046. Zwei Bischöfe teilten an demselben Tage mit ihm die Ehre des

Martertodes, der dritte wurde durch Christen den Mördern entrissen. Das Blut der Märtyrer war nicht umsonst geflossen. Der König, von seinem Gewissen gequält, tat Buße, und führte das Christentum wieder ein.

Der Leichnam des hl. Gerhard wurde feierlich in der Kathedrale zu Esnad beigeseht. Später erbaten sich die Venetianer die Reliquien ihres hl. Landsmannes und brachten sie in die Kirche Unser Lieben Frau zu Murano. Im Jahre 1083 wurde der Bischof und Märtyrer Gerhard zugleich mit dem Könige Stephan und dessen Sohn Emerich heilig gesprochen.

Zeitgeschichten.

— **Zur Missionstätigkeit.** In Rom in der Propaganda befindet sich ein junger Zulu, der Sohn eines einflussreichen Häuptlings. Der junge afrikanische „Prinz“ hat vor kurzem die hl. Priesterweihe empfangen, nachdem er mit großer Auszeichnung seine theologischen Studien beendet hatte. Er spricht außer seiner Muttersprache fließend französisch, italienisch und englisch. Er wird in seiner eigenen Heimat seine Missionstätigkeit ausüben. Er ist der vierte seines Stammes, der in den letzten elf Jahren zum Priester geweiht wurde. Zugleich mit dem jungen Zuluprinzen sind drei Chinesen geweiht worden, die ebenfalls außer ihrer Muttersprache des Englischen mächtig sind.

— **Die Silberhochzeit.** Aus Hannover wird folgendes mitgeteilt. Die neuen Portierleute feiern im Kreise froher Gäste ihre silberne Hochzeit und es geht sehr munter dabei her. Tags darauf gibt eine Hausbewohnerin der noch recht jugendlichen Silberbraut gegenüber ihrer Verwunderung Ausdruck, daß sie schon so lange verheiratet sei. Darauf folgende Erklärung: „Ja, wissen Sie, das ist nun so: mein Mann war doch bereits einmal verheiratet, mit der ersten Frau 15 und gestern mit mir 10 Jahre. Da haben wir's eben zusammengezählt — man möcht' doch auch gern einmal eine Feier haben.“

— **Den Glauben geraubt.** In Paris hat sich unlängst ein erschütternder Fall zugetragen, der wieder zeigt, wohin der Mensch ohne Glauben an Gott kommt und wie unfähig traurig es ist, wenn das Bewußtsein der Gottentfremdung im Menschenherzen platzgreift. Ein in die Netze des Sozialismus geratener Arbeiter rühmte sich in Gegenwart einiger Gesinnungsgenossen, seine Frau, die früher sehr religiös gewesen, nach vieler jahrelangen Mühe vollständig glaubenslos gemacht zu haben. Kirchengehen, Sakramentenempfang, vorher ihre größte Freude, kenne sie nicht mehr. Selbstverständlich überhäufte ihn die Genossen ob so guten Erfolges mit allen Lobsprüchen. Spät abends wankte er betrunken heim. Vor seinem Hause sieht er einen Volkshaufen. Was war vorgefallen? Die Frau

mit ihren drei Kindern liegt tot auf dem Bett — gestorben durch Selbstmord — durch Gift. Auf ihrer Brust liegt ein Zettel folgenden Inhaltes: „So lange ich glaubte an Gott und den Himmel, hatte ich die Kraft, alles Leid und Elend um Gotteslohn zu ertragen; seit aber jener Henker von einem Manne mir den Glauben genommen, bin ich unglücklich. Meine Kinder sollen es nicht werden. Darum die Vergiftung.“

— **Eine Hundegeschichte** wird aus Göttingen erzählt, wo sie sich unlängst zugezogen haben soll und worüber viel gelacht wurde. Der Hund eines Rechtsanwaltes hatte aus einem Fleischerladen ein Stück Fleisch gestohlen. Der Fleischermeister begab sich zu dem Rechtsanwalt, trug ihm den Fall vor, ohne jedoch zu verraten, wessen Hund es gewesen ist, und frug schließlich: „Da kann ich doch wohl ruhig meine drei Mark für das Fleisch einklagen?“ — „Selbstverständlich“, antwortete der ahnungslose Justizrat, „der Sieg in diesem Prozeß ist Ihnen sicher; tun Sie es nur!“ Nicht gering war natürlich sein Schreck, als er nun vernahm, daß er selbst der unglückliche Hundebesitzer war. Doch schnell faßte er sich und sagte: „Gut, ich erkenne Ihre Forderung an. Das gestohlene Fleisch kostet 3 Mark, meine Rechnung für den juristischen Rat beträgt 5 Mark, also bekomme ich noch 2 Mark heraus!“

— **Der geschickte Kellner.** Ein Fall von Kellnerschlaubeit spielte sich vor kurzem in einem Budapester Restaurant ab. Es war Nacht Mahlzeit und ein junger Mann rief nach dem Essen: „Zahlen!“ Sofort erschienen der Zahlkellner mit seinem typischen „Bitte sofort“. Der junge Mann sagte an und griff in die Tasche. Er besaß kein Kleingeld nur zehn und zwanzig Kronen in Papier. Er überreichte einen Zwanzigkronenschein und bemerkte plötzlich, daß er in seiner Geldtasche auch eine Krone besaß, die jedoch falsch war. Er wandte sich fragend an den Zahlkellner: „Sagen Sie, könnten Sie mir nicht dieses falsche Kronenstück einwechseln? Sie könnten es viel leichter unterbringen als ich.“ — „O, bitte sehr“, erwiderte der Zahlkellner devot, „mit größtem Vergnügen“, übernahm die falsche Krone und überreichte feierlich statt dessen eine echte. Dann gab er von dem Zwanzigkronenschein so viel Stücke zurück als notwendig waren. Nach vollzogener Abrechnung bemerkte der Gast: „Sehen Sie, mein Freund, Sie sind kein geschickter Mensch, aus Ihnen hätte kein Kellner werden sollen.“ Der Zahlkellner zuckte die Achsel: „Bitte, warum, mein Herr?“ — „Ja, wenn Sie ein geschickter Mensch wären, hätten Sie mich mit dem falschen Kronenstück, das Sie mir eingewechselt, sofort beim Herausgeben des Restes der 20 K hereinfallen lassen können.“ Der Zahlkellner verbeugte sich bescheiden und meinte: „Wollen Sie nur das Kleingeld nach-

sehen, das ich Ihnen zurückgegeben habe, darunter ist schon längst die falsche Krone! Sie sehen, wie rasch ich sie angebracht habe.“

— **Nichts liegen lassen!** Eine Kompagnie des Infanterie-Regimentes Nr. 90 kam unlängst mit der Bahn in Oldesloe an und sollte auf dem Wege zum Lockstedter Lager den Zug wechseln. Drei Offiziere entstiegen zunächst dem Zug und der Kompagnieführer gab das Kommando „Aussteigen! Aber nichts liegen lassen!“ Die Leute sammelten sich schnell auf dem Bahnsteig; da ertönte das Kommando: „In den Wagen nachsehen, ob etwas liegen geblieben ist!“ Es findet sich nichts. Darauf kam das Kommando: „Unteroffiziere nachsehen, ob jedermann seine Ausrüstungsgegenstände beisammen hat!“ — Alles war in Ordnung. Inzwischen hat der Stationsvorsteher das Zeichen zum Abfahren des Zuges gegeben. Der Zugführer hatte bereits zum ersten male gepfiffen; da rief plötzlich der Kompagnieführer: „Halt! Halt! Ich hab' ja mein Zigarrenetui liegen lassen!“ Während nun der Kompagnieführer unter der Assistenz eines Feldwebels und des Stationsvorstehers das liegen gebliebene Zigarrenbehältnis herausholte, hatte die Kompagnie genügend Zeit, über diesen unerwarteten Erfolg der Mahnung ihres vorsichtigen Führers höchst respektlos die Mundwinkel zu verziehen. Und der Kompagnieführer lachte verständnisinnig mit.

— **Verhängnisvoller Scherz.** Der Gutsbesitzer Flöter in Conradswaldau b. Siegenitz befand sich in seinem Garten auf einem Birnbaum, um Birnen zu pflücken, als sein Nachbar, Gutsbesitzer Hauke, mit seinem Jagdgewehr vorbeikam, um auf den Anstand zu gehen. Im Scherz legte Hauke das Gewehr auf Flöter an. Da ging der Schuß los und Flöter stürzte tödlich in den Unterleib getroffen, vom Baume und war binnen wenigen Minuten eine Leiche.

— **Eine Soldatenfrau.** Die Ehefrau des ehemaligen Schutztruppenwachtmeisters Weber in Koburg weilte vor und während des letzten Aufstandes in Südwestafrika. Für einen Patrouillenritt von über 100 Kilometern, worauf es einer Abteilung deutscher Soldaten und Ansiedler gelang, viele vor den Hottentotten flüchtende Frauen, deren Männer zumeist ermordet worden waren, aufzusuchen und in die Festung Gibeon zu geleiten, erhielt sie jetzt die Südwestafrika-Denk Münze in Bronze.

Gedankensplitter.

Viele gute Gedanken, sie werden geboren. Doch gehen sie meistens im Sturme des Lebens verloren.

• • •
Sei mäßig fromm, ohn' übermut,
Maß ist zu allen Dingen gut.

• • •
Wer den Armen sein Ohr verstopft,
Den hört der Herr nicht, wenn er klopft.

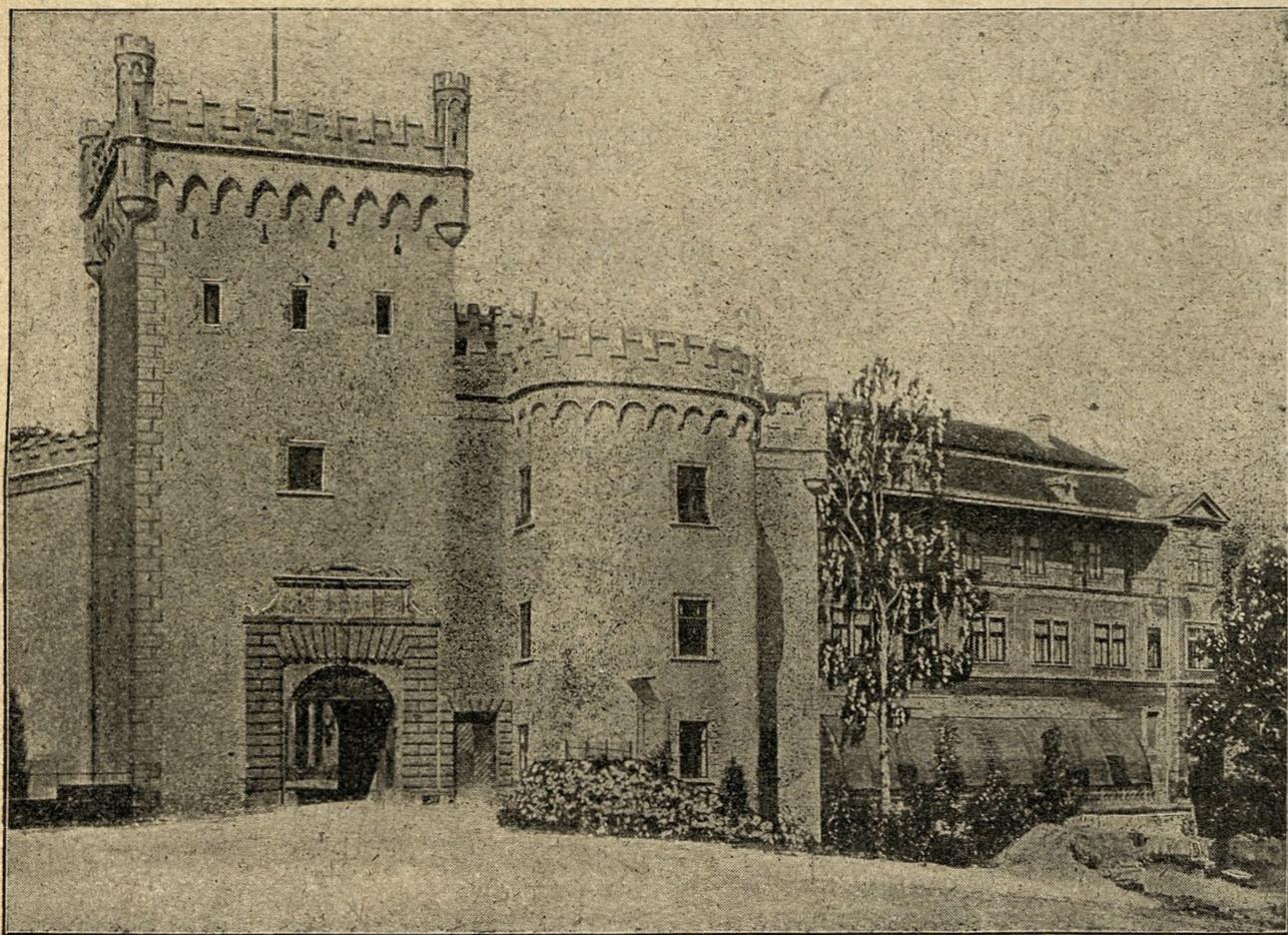
Der mutige Hauptmann.

Johannes von Dewall erzählt folgendes Erlebnis: Bei einem österreichischen Regiment stand ein Hauptmann, der sehr still und zurückhaltend war und daher bei seinen Kameraden in dem Rufe der Schüchternheit stand, ja dem viele sogar nicht den persönlichen Mut zutrauten, der dem Krieger gebührt. Der Kommandeur dieses Regiments, Oberst Graf Leiningen, in der ganzen Armee bekannt wegen seiner Abenteuer und lustigen Streiche, erfuhr davon und beschloß, sich von der Wahrheit dieses Gerüchtes zu überzeugen. Beim Mittagessen, welches die Offiziere gemeinschaftlich einnahmen, richtete daher der Oberst es so ein, daß besagter Hauptmann seinen Platz neben ihm erhielt. — Die wirklich ungewöhnliche Schüchternheit und Zurückhaltung des-

ergriff der Hauptmann ruhig die Kreuzerssemel, nahm sie zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt dieselbe, ohne zu zittern. Der Schuß krachte — die Kugel war mitten durch die Semmel gegangen. Das Gelächter der Kameraden verstummte, sie schämten sich, zu gering von einem Ihresgleichen gedacht zu haben. Ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, trat der Hauptmann wieder an den Tisch, nahm die andere Pistole in die Hand, und sagte mit dem treuherzigsten Gesicht von der Welt, indem er das Schießwerkzeug betrachtete: „Schaun's, Herr Graf, das muß i halt sagen, das haben's sehr schön g'macht — das möcht i halt auch emal probieren. Jetzt, wenn's wollen die Gnade hab'n, halten's mir mal die Semmel, vielleicht treff i a.“ — Es war interessant, die Gesichter der Offiziere zu

zielte er — allen stockte der Atem, es war plötzlich so still im Saale, daß man ein Haar hätte fallen hören können — da auf einmal setzte der Hauptmann ab. „Nein,“ sagte er harmlos lächelnd, „das wird doch halt nit geh'n, i hab' nit d'ran gedacht, i könnt' ja möglicher Weise daneben schießen, da könnt' ja ein Malheur draus g'scheh'n. — I dank Ihnen halt vielmalz, Herr Oberst, aber i will's lieber lass'n,“ und ruhig legte er die Pistole auf den Tisch und setzte sich still an seinen alten Platz. — Vierzehn Tage später war der schüchterne Hauptmann Major in einem anderen Regiment, und sein strenger Oberst war seitdem sein bester Freund geworden.

Der Eingang zum Gräfl. Harrach'schen Schloß in Groß-Meseritsch in Mähren.



Der Eingang zum Gräfl. Harrach'schen Schloß in Groß-Meseritsch in Mähren.

Der Schauplatz der diesjährigen Kaisermanöver in Groß-Meseritsch in Mähren gehört zu den ältesten slavischen Niederlassungen der Monarchie. Das Schloß des Grafen Harrach war einst die Residenz der Fürsten des Großmährischen Reiches, zu einer Zeit, da Böhmen und Mähren noch zwei von einander unabhängige Reiche bildeten. Später wurde das Schloß von den Hunnen zerstört. An der Stelle des einstigen mährischen Fürstenhauses erbauten die Grafen Harrach, die zum tschechischen Uradel gehören, und schon im 12. Jahrhundert in den Chroniken genannt werden, vor 400 Jahren das in seinen Grundformen noch heute erhaltene Schloß, das erst vor wenigen Jahren mit einem Kostenaufwand von mehreren hunderttausend Kronen restauriert wurde. Die Wahl des gräfl. Harrach'schen Schloßes als Wohnsitz für den kaiserlichen Manövergast des Kaisers Franz Josef erfolgte im Hinblick auf das große Interesse, das der Deutsche Kaiser seit Jahren den Restaurierungen alter Schlösser entgegenbringt.

Der Ring der Waise.

Zur Zeit Papst Pius IX. war es, als ein Geistlicher einer Pfarrei in Deutschland von den Kindern seiner Gemeinde Abschied genommen, weil er nach Rom reiste zu einer Audienz des heiligen Vaters. Die Kleinen hatten ihm irgend ein Geschenk für den Papst übergeben, nur ein Kind hatte nichts und mit Tränen in den Augen stand es da, das Annerle, die arme Waise.

Langsam war der Geistliche noch in die Kapelle gegangen, um zu beten, nun trat er heraus auf die Haustür zu. Da stand das arme Annerle.

„So, Annerle, behüt' dich Gott,“ sagte der Geistliche und wollte hinaus.

„Herr Kaplan!“

Der Scheidende drehte sich wieder um. „Was willst du noch, Annerle?“

selben machte den Grafen immer mehr Glauben, daß die Kameraden ihn richtig beurteilten und auch er begann, denselben für einen entschiedenen Feigling zu halten. Beim Dessert brachte er das Gespräch geschickt auf das Pistolenschießen, worin der Graf Meister war, und endlich schickte er nach seinen Pistolen, um einige Proben seiner Geschicklichkeit abzulegen. Die Pistolen wurden gebracht, und der Graf, dem Hauptmann auf die Schulter klopfend, sprach zu demselben: „Wie wäre es, alter Freund, wenn Sie mir einmal die Kreuzerssemel hier hielten, ich will sie Ihnen aus der Hand schießen!“ Alle Offiziere horchten gespannt auf und betrachteten schadenfroh lächelnd den Hauptmann, der sich natürlich gegen diese Zumutung sträubte. Als aber der Oberst in seiner Aufforderung dringender wurde,

sehen, die eben noch so schadenfroh lachten, — der Spieß hatte sich gedreht, Verlegenheit und Angst spiegelte sich in aller Blicke, am meisten bestürzt war der Oberst selbst. — „Aber, Menschenkind, haben Sie denn schon jemals in ihrem Leben Pistole geschossen?“ fragte er verwirrt. — „Nein, mein Herr Oberst, i hab halt mein Lebtag noch kein Pistol in der Hand g'habt, umsomehr würd's mich freuen, wenn i halt richtig treffen tät!“ — Da half kein Reden, der Graf war gezwungen, um sich vor seinem Offizierskorps keine Blöße zu geben, dem Ansuchen des schüchternen Hauptmannes nachzukommen. Was in seinem Herzen vorging, weiß niemand; so viel ist gewiß, ruhig, ohne mit der Wimper zu zucken, hielt er demselben die — Semmel! Langsam nahm der Hauptmann das Pistol in die Hand, langsam

„Herr Kaplan, ich hab' dem heiligen Vater noch gar nichts geschenkt!“

„Sei zufrieden, gutes Annerle, Du hast ja nichts zu geben. Bet' recht für ihn, das ist 's beste Geschenk, welches Du ihm geben kannst.“

„Recht beten will ich schon,“ kam's unter dem gesenkten Köpfchen hervor, „aber —“

„Sollt' ich's ihm noch sagen, mein gutes Annerle habe ihm nichts schicken können, weil sie selber nichts habe? Der liebe Gott weiß es ja, dieses ist genug.“

Annerle stockte. „Ich — ich habe da ein Kinglein, — nimmt er das nicht an?“ fragte sie endlich schüchtern. Sie streifte damit ein kleines goldenes Reiflein vom Finger und hielt es dem Kaplan hierauf entgegen. „Ich habe sonst nichts,“ fügte sie bei und bat: „Ich bitt' schön, Herr Kaplan, bringen Sie es dem heiligen Vater, daß er auch was von mir hat, er nimmt's gewiß an!“

Ein Ausdruck der Rührung ging über das Angesicht des Geistlichen. Aber prüfend und ernst fragte er: „Annerle, woher hast Du diesen Ring?“

Voll erhob sich das Auge des Mädchens zu dem Fragenden. „Von der Mutter selig,“ war die Antwort. „Sie hat ihn mir gegeben und gesagt, meine Pate habe ihn mir gegeben zum Andenken. Sie dürfen die Schwestern fragen und alle Leute, ich hab ihn immer getragen.“

„Ich glaub Dir's, Annerle,“ sagte der Geistliche mit beinahe zitternder Stimme. „Und weil Dir's so ernst ist, so will ich ihn mitnehmen und den heiligen Vater bitten, daß er ihn annimmt. Und nun behüt' Dich Gott, Annerle, bet' recht, daß ich gesund wieder heimkomme und dir dann sagen kann, was der heilige Vater dazu gesagt hat.“

„Ja, das tue ich gewiß alle Tage, behüt' Sie Gott, Herr Kaplan!“ rief die Waise dem Scheidenden noch nach und sprang froh und mit strahlenden Augen zurück in die Schule.

Papst Pius IX. stand in seinem Zimmer mit einem Geistlichen, einem Missionär, der in einigen Tagen die Bischofsweihe erhalten sollte. Der heilige Vater lud den Missionär ein, ihn bei der nun stattfindenden Audienz zu begleiten.

Der Geistliche aus Deutschland war unter ihnen und er übergab die Geschenke an den Papst, die Geschenke von reich und arm. „Diesen Ring,“ sagte er, „hat die ärmste Waise für Eure Heiligkeit gegeben. Wir bitten nur um das Eine, den Spendern der Gaben den apostolischen Segen zu erteilen.“

Während der letzten Worte hatte der Geistliche den Ring mit den anderen Gaben dem Papste überreicht. Eine Träne perlte über die Wange des Papstes und eine zweite wischte er sich aus dem Auge, als er antwortete: „Ich nehme die Geschenke an, die Zeichen der Ehrfurcht, des Gehorsames und der Liebe. Es segne Gott euch, er segne die Spender, er segne

euch zum Streite in eueren Kämpfen zur Wahrung der Freiheit der Kirche in Deutschland. Er segne euch, eure Familien und den ganzen Klerus der Diözese. Der Bischof habe den reichsten Segen! Die Rosenkränze, Medaillen, Kreuze, und was immer ihr habt, — alles sei gesegnet im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Der heilige Vater reichte hierauf den Geistlichen die Hand zum Kusse. Die Audienz war zu Ende, der Papst kehrte zu seinen Gemächern zurück. „Mein guter Heiland,“ sagte er, dahinschreitend, „Das Kind hat deinem unwürdigen Stellvertreter alles gegeben, was es hatte, segne es, wie du die Witwe am Opferkasten gesegnet hast.“ Vor seinen Gemächern angekommen, verabschiedete er sich von seiner Begleitung und auch von dem Missionär. „Haben Sie noch einen Wunsch?“ fragte er

freudigste Antwort. Pius aber schritt bereits in sein Privatzimmer.

Wenige Tage nachher wurde der Missionär zum Bischof konsekriert, und den Bischofs-Ring schickte der Papst selbst dazu. Das bescheidene Kinglein des armen Waisenkinds war von der Hand des Künstlers zuerst etwas geöffnet, damit es groß genug sei, und dann noch einmal in Gold kostbar gefaßt und mit Steinen geschmückt worden. Ein Ring an einer Bischofshand hat aber eine heilige Bestimmung. Tausende werden mit dieser Hand gesegnet und geweiht, er ist das Symbol der Vermählung des Bischofes mit seiner Diözese und das Sinnbild seiner Macht; ihn trägt der Bischof im feierlichen Ornat und selbst beim heiligen Opfer, und er wird von unzähligen in Ehrfurcht geküßt. Und die Hand eines Missionsbischofes wird gar oft die Hand eines Martyrers oder Heiligen!



Nimm, ich geb' dir's gern.

lächelnd, als der Missionär noch einen Augenblick stehen blieb.

„Heiligster Vater, wenn ich wagen darf, wenigstens noch einen Gedanken auszusprechen,“ — — war die zögernde Antwort. — „Wohlan, Signore!“ — „Heiligster Vater, Sie werden wohl den Ring der armen Waise aufzubewahren gedenken?“ — Pius lächelte wiederum. „Mon-signore, ich glaube Ihnen entgegen kommen zu müssen. Das Opfer der Waise sollen Sie aufbewahren. Er wird Ihr Bischofsring werden und Sie werden für den heiligen Stuhl und Ihre Diözese mit derselben Opferwilligkeit Ihr Letztes freudig hergeben, mit welcher die arme deutsche Waise ihr einziges kleines Besitztum geopfert hat, nicht wahr?“

„Ja, heiligster Vater, ja,“ — war die

Nimm, ich geb' dir's gern.

Ein altes Sprichwort sagt so schön: „Geben ist seliger denn nehmen“ und das ist wahr; denn im Geben, das einem liebenden fürsorgenden Herzen entsprungen, liegt reichlicher Segen. Wenn man vom Geben spricht, ist nicht etwa immer gemeint, es müsse ein Almosen sein, das man vielleicht einem armen, bedürftigen Menschen gibt, der um Hilfe anspricht, sondern man muß jedem geben, was ihm nach dem Gesetze der Gerechtigkeit zukommt. So dem Arbeiter seinen Lohn, den er sich durch rastloses Schaffen verdient und den zu fordern er berechtigt ist, so dem Gläubiger das, was ihm gehört. Dem Handwerker, dem Bauer und wie alle heißen, muß man für ihre Erzeugnisse

nach Recht und Gerechtigkeit geben, nicht nach dem bloßen Gutdünken, um möglichst viel herauszuschlagen. Freudiges, gerechtes Geben lohnt dankende Liebe. Helfendes Geben entspricht dem Gebote der Nächstenliebe; es ist dort am Plage, wo es gilt, Not und Elend zu lindern. Wer von wahrer Nächstenliebe erfüllt, gibt gern und ausgiebig, aber nicht nur den Menschen allein, sondern er gibt auch Gott, was Gottes ist; denn wahre Nächstenliebe entspringt der echten Gottesliebe. — Obwohl klein Elschen von alledem noch keine Ahnung hat, so gibt sie doch voll zärtlicher Liebe und freudigen Herzens von dem, was sie hat, weil sie eben ihr Schwesterchen liebt. Ihre Mutter hat ihr doch schon so oft gesagt: Geteiltes Leid, halbes Leid, geteilte Freud, doppelte Freud und sie hat die Wahrheit dieser Worte schon oft empfunden; daher kann sie an nichts Freude haben, wenn nicht auch ihr Schwesterchen einen guten Teil daran hat. Und so ist's recht; denn was man in seiner Jugend gern getan hat, das bleibt auch für die späteren Tage eine Freude, es wird zum Grundsatz.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Der Katholikentag in Szegedin war von etwa 15.000 Teilnehmern, darunter auch vielen katholischen Deutschen aus Südgarn besucht. Auch mehrere Minister wohnten bei.

Der tschechische Katholikentag in Königgrätz nahm ebenfalls einen erhebenden Verlauf. Kardinal Skrbenský, Bischof Dr. Doubrava und Fürstbischof Dr. Bauer nahmen teil. Die Freisinnigen und Sozialdemokraten veranstalteten Protestkundgebungen und behelligten einige Teilnehmer.

Der 3. Sodalentag in Wien, der vom 3. bis 5. Sept. stattfand, war ein kleiner, aber würdiger Ersatz für den abgesagten 7. allgemeinen österreichischen Katholikentag in Wien, der vom 5. bis 8. Sept. abgehalten werden sollte. Der Glanzpunkt des Sodalentages war der feierliche Umzug mit dem Allerheiligsten vom Stefansdom zur Mariensäule am Hof. Gegen 2000 Sodalen u. 3000 Sodalinnen nahmen mit ihren Abzeichen und Fahnen daran teil. Auch der fast neunzigjährige Kardinal Gruscha war hiezu erschienen. An der Generalkommunion beteiligten sich ebenfalls viele Tausende. In der großen Festversammlung im Musikvereinssaale sprachen Weihbischof Dr. Marschall, Bürgerschuldirektor Moser und P. Boisl.

Alt-katholische Synode. In Wien fand vom 6. bis 11. September eine Alt-katholischen-Synode statt, an der mehrere sogen. „Bischöfe“, die jeder nur ein paar tausend Schäflein zu weiden haben, aus Holland, England, Schweiz usw. teilnahmen und über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen berieten, obwohl die Alt-katholiken

selber von der größten und alleinwahren christlichen Kirche, von der katholischen sich getrennt haben. Die Alt-katholiken bedeuten wegen ihrer lächerlich kleinen Zahl nichts und möchten sich gern andern größeren nicht-katholischen Kirchen anschließen, um auch etwas zu bedeuten. Dabei werfen sie eine alte katholische Lehre nach der andern über Bord, so traten sie wieder für die Trennbarkeit der Ehe ein. Kein gutes Zeichen für die sittliche Höhe einer Religionsgesellschaft!

Für den Religionsunterricht in der Muttersprache, den jetzt der ungarische Minister Apponyi durch ausschließlich magyarischen Unterricht ersetzen will, traten eben die griechisch-katholischen Bischöfe in Ungarn ein und ordneten den Religionsunterricht in der rumänischen, bezw. ruthenischen Sprache an.

Verschiedenes. In Pilsen, wo bisher 77.000 Katholiken zu einer Pfarrei gehörten, ist jetzt eine zweite Pfarrei errichtet worden. — Die österr.-ung. Ordensprovinz der Jesuiten ist jetzt in zwei geteilt worden. Für die österreichische wurde P. Johann Wimmer, bisher Rektor in Mariaschein, zum Provinzial bestellt. — Die so segensvoll wirkende Trappistenmission in Mariannahill, Südafrika, ist zu einem selbständigen Missionsorden erhoben und für Mariannahill ein Propst bestimmt worden.

In Paderborn starb am 31. August Bischof Dr. Schneider, ein großer Förderer des reichsdeutschen Bonifatiusvereines.

Oesterreich-Ungarn.

Die Jahrhundertfeier in Tirol und Vorarlberg, der jedoch die Welschtiroler größtenteils fernblieben, hat gezeigt, daß altes Tirolerblut in den Nachkommen jener fließt, die vor 100 Jahren das Land Tirol gegen die Feinde Oesterreichs siegreich verteidigten. 26.000 Schützen und 4000 Veteraner waren zur Feier in Innsbruck erschienen. Den großartigsten und ergreifendsten Augenblick bildete die Begrüßung des greisen Kaisers durch Landeshauptmann Dr. Rathrein, der vor dem Feldaltar und Andreas Hofer-Denkmal namens des Landes dem Kaiser unwandelbare Treue und Ergebenheit gelobte. Der Kaiser erwiderte tiefbewegt: Die Erhebung Tirols ist als ein Beispiel dessen, was ein gottesfürchtiges, treues, durch harte Arbeit gestähltes Volk vermag, zum Gemeingut aller Völker geworden. . . . Ich und mein Haus halten euch Treue um Treue, das ganz Tirol mit dem göttlichen Herzen Jesu und mit dem Kaiserhause Habsburg in diesem Jahre erneuerte, weitere Jahrhunderte überdauern! — Für wohlthätige Zwecke in Tirol und Vorarlberg spendete der Kaiser 27.000 K.

Die Kaisermanöver in Mähren sind zu großer Zufriedenheit des Kaisers ausgefallen. Er hat dem Erzherzog Franz Ferdinand als dem Leiter der Manöver für seine hingebende und eifrige Arbeit seinen

besonderen Dank und durch diesen den Kommandanten und Truppen seine allerhöchste Zufriedenheit mit den sehr guten Leistungen und das besondere Lob für ihre gute Haltung, für ihre Ausdauer und stets frischen Geist ausgesprochen. Eine Kavalleriedivision des Erzherzogs Franz Salvator soll wegen Ermüdung außer Gefecht gesetzt worden sein. Durch die Scheinwerfer wurden manche Pferde geblendet und galoppierten im rasenden Laufe davon. Bezeichnend für den unchristlichen nationalen Haß ist es, daß im Dorfe Olshan bei Proßnitz die tschechischen Bauern sich weigerten, Vorspanndienste zu leisten, weil es deutsche Regimenter waren. Bei den Kaisermanövern wurde heuer auch die Funkentelegraphie angewendet. Am 8. September traf der Kaiser in Groß-Meseritsch mit dem Erzherzog Franz Ferdinand ein und äußerte sich zu dem Landeshauptmann Grafen Serenyi anerkennend über die treue Anhänglichkeit der Markgrafschaft Mähren. Kaiser Wilhelm traf um 4 Uhr nachm. in Sglau ein und fuhr mit dem Erzherzog Franz Ferdinand und Karl Franz Josef zum Harrachschon Schloß nach Groß-Meseritsch.

Dr. Pattai am Gewerbetag in Linz.

Der Präsident des Abgeordnetenhauses, Dr. Pattai, Christlichsozialer, hat mit dem christlichsoz. Handelsminister Dr. Weiskirchner am Reichshandwerkertage und deutschen Gewerbetage in Linz teilgenommen und gleich Dr. Weiskirchner eine mit großer Begeisterung aufgenommene und ein warmes Herz für den Gewerbestand bekundende Rede über das Gewerbe gehalten und zeigte, wie durch das Genossenschaftswesen, das rein germanischen Ursprungs ist, auch nationale Arbeit verrichtet und in echt deutschem Geiste gewirkt wird. Er wies hin auf die gewerbefreundlichen Taten des jetzigen Handelsministers, der ein neues Hausiergesetz und ein Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb dem Reichsrat vorgelegt und auch für den industriellen Absatz im Ausland wacker gekämpft hat. Aber die schlechte Geschäftsordnung hindert die Arbeit des Abgeordnetenhauses, das der Willkür einiger weniger preisgegeben ist.

Landtag und Reichsrat sucht die Regierung flott zu machen. Das Abgeordnetenhaus mußte bekanntlich wegen der obstruktivistischen Gegnerschaft der Sozialdemokraten und der slavischen Union am 10. Juli heimgeschickt werden, während der böhmische Landtag wegen der Unnachgiebigkeit der Mehrheit gegen die Deutschen schon seit 16. Okt. v. J. stockt und sich noch nicht einmal konstituieren konnte. Seit dem 4. September hatte nun der Ministerpräsident Bienerth mit den Führern der deutschen und tschechischen Parteien Böhmens Besprechungen; anscheinend will er den tschechischen Großgrundbesitz bewegen, den Deutschen ein Landesausschußmandat mehr zuzubilligen und diese so von der Obstruktion wenigstens bei der Konstituierung abzuhalten, anderer

seits soll durch einige Beruhigung in Böhmen die ersehnte, dem Reiche und allen Landtagen schon wegen deren dringenden Finanzreform nötige Arbeitsfähigkeit des Parlamentes erzielt werden. Ein Teil der Landtage soll für den 16., ein anderer für den 20. September, der Reichsrat für den 5. Oktober, im November aber wieder die Landtage einberufen werden.

Die Lösung der Christlichsozialen im nationalen Streite für Niederösterreich verlangt: 1. die den deutschen Charakter Niederösterreichs wahrende sogenannte lex (Gesetz) Armann muß ehestens die kaiserliche Sanktion erhalten. 2. Von lärmenden Straßendemonstrationen erwartet die Christlichsoziale Partei für das Deutschtum keinen Nutzen. 3. Außer in einer gemeinsamen gesetzlichen Aktion für die Einsprachigkeit der deutschen Kronländer erblickt die Partei vor allem in der wirtschaftlichen Stärkung des Deutschtums ein wirksames Mittel zur Wahrung des nationalen Besitzstandes. — Die noch andauernden deutschradikalen Straßendemonstrationen in Wien sind der deutschen Sache nur abträglich.

Deutschland.

Zeppelin in Berlin. Am 29. August nachm. 2 Uhr ist Graf Zeppelin nach 20stündiger Verspätung mit seinem Luftschiff III am Tempelhofer See in Gegenwart einer nach Hunderttausenden zählenden Menschenmenge eingetroffen. Mehrere Schrauben waren auf dem Wege gebrochen und in Nürnberg mußte ein neuer Motor eingestellt werden. Am 1. Sept. trat Zeppelin den Rückweg nach Friedrichshafen an. Auch auf der Rückfahrt hatte Zeppelin einige Unfälle durch Bruch von Schrauben und Beschädigung der Ballonhülle zu verzeichnen. Nach 22stündiger ununterbrochener Fahrt landete Zeppelin glücklich in Friedrichshafen. Wegen der Verzögerung auf der Berlinfahrt konnte Zeppelin sein Luftschiff nicht dem zum Besuche des Königs von Württemberg nach Friedrichshafen von Bregenz aus gereisten Kaiser Franz Josef vorführen. Zeppelin will dafür mit seinem Luftschiff nach Wien kommen. Auf die Einladung Zeppelins hin haben etwa 180 Mitglieder des Deutschen Reichstages und mehrere Mitglieder des Bundesrates Probefahrten auf dem Luftschiff am Bodensee unternommen. Auch der König von Sachsen fuhr samt Gefolge im Zeppelin III.

Der reichsdeutsche Katholikentag in Breslau (siehe Leitartikel) war wider Erwarten gut besucht, trotzdem Schlesien zum Teil protestantisch und fast zur Hälfte polnisch ist und Breslau nur ein Drittel Katholiken aufweist. Die Bevölkerung henahm sich sehr anständig, wenn auch der Bürgermeister den Katholikentag nicht begrüßte und einige lächerliche Gegenversammlungen von freisinniger und sozialdemokratischer Seite stattfanden. Der Arbeiterfestzug währte fast zwei Stunden. In den Festversammlungen sprachen u. a. Fürst

Mlois Löwenstein über das Missionswerk der katholischen Kirche, Dr. Marx über die konfessionelle Schule, Dr. Bell über die sozialen Aufgaben und Leistungen der Katholiken Deutschlands, Dr. Meyers über die Kulturaufgabe der christlichen Caritas (Nächstenliebe), Abg. Dr. Schädler über das Papsttum, Pfarrer Kapika über die Antialkoholbewegung usw. Der nächstjährige Katholikentag findet in Augsburg statt.

Amerika.

Der Nordpol von Dr. Cook und dann von Peary erreicht! Am 1. September traf von Leutwick aus vom dänischen Dampfer „Hans Egede“ durch den Inspektor für Grönland eine Staunen und Freude erregende Drahtnachricht in Kopenhagen ein: „Hier an Bord der amerikanischen Reisende Dr. Cook, welcher auf seiner Nordpolexpedition am 21. April 1908 den Nordpol erreichte. Dr. Cook traf im Mai 1909 vom Kap York in Uperwikk (Westküste Grönlands) ein.“

Wenige Tage darauf landete der Dampfer „Hans Egede“ in Dänemark, wo er von den Behörden und dem Volke großartig begrüßt und bald auch vom Könige empfangen wurde und von der Kopenhagener Universität das Ehrendiplom erhielt. Dr. Cook schilderte, wie er mit 2 Eskimos über den 89. Grad und sodann seinen genauen Messungen zufolge an den Nordpol kam, wo es nur Südrichtung und keine Zeitbestimmung gibt; er traf dort nicht Land, sondern nur Eismeer, lauter Ede, kein Lebewesen und fühlte sich am Ziele des Sehnsens so vieler Forscher arg enttäuscht. Er pflanzte die nordamerikanische Fahne auf und legte in einer Messingröhre die Schilderung seiner Fahrt nieder, da ihm die kaum überwindlichen Gefahren der Rückreise vorschwebten. Denn den höchsten Norden hatte er vom verlassenen Schiff nur mit Hundeschlitten bereisen und dort wegen Nahrungsmangel für die Leute und für die Zugtiere manchen Hund töten müssen.

Sofort meldeten sich in Amerika aber Zweifler und Mörgler; Cook habe entweder den Pol nicht erreicht und flunkere mit den Eskimos, oder seine Leistung sei nur Sport, wegen dürftiger Ausrüstung aber wissenschaftlich nicht von Bedeutung. Dr. Cook, welcher nun auf der Rückreise in Newyork ist, wo ihm die Nordlandsreise zumal der reiche Bradley ermöglichte, verweist auf die Frage nach seinen wissenschaftlichen Ergebnissen auf das nächsten erscheinende Reisewerk.

Raum war die erstaunliche Nachricht Dr. Cooks durch die Lande gegangen, meldete eine Newyorker Kabelnachricht vom 6. September, es sei von dem Nordpolfahrer Peary in Indian-Harbour auf Labrador eine Nachricht aus Land geschwemmt und drahtlich über Cap Ray aus Neufundland weiter verbreitet worden: „Sternenbanner am Nordpol aufgepflanzt.“ Von Peary, der gleichfalls in Wälde in New-

York eintrifft und dem Dr. Cook zuvor kam, kommen nun Meldungen, die Dr. Cooks Verdienst ganz in Zweifel ziehen. Zwischen den Anhängern der beiden ist nun ein hitziger, höchst unerquicklicher Streit ausgebrochen. Man sieht den endgiltigen Eröffnungen mit Spannung entgegen. Viele treten warm für Cook ein und werfen dem Peary Neid und Lüge vor.

Rechtskunde.

Entscheidungen in Wahlangelegenheiten.

Das k. k. Reichsgericht hat in einem speziellen Falle entschieden, daß durch eine den Kindern aus Gemeindemitteln verabreichte Armenunterstützung der Vater des Landtagswahlrechtes verlustig wird. Ferner hat das genannte Gericht entschieden, daß der für das Wahlrecht eines Minderjährigen in Betracht kommende Wohnsitz sich nach dem Wohnsitz des Vaters bestimmt.

Das Arbeitsbuch muß herausgegeben werden.

Der Gewerbeinhaber ist nicht berechtigt, bei ordnungsmäßiger Lösung des Arbeitsverhältnisses das Arbeitsbuch zur Sicherung einer ihm gegen den Arbeiter zustehenden Geldforderung zurückzubehalten, da dasselbe für den Arbeiter einen unentbehrlichen Ausweis bildet und nach § 251, B. 6 und 11 und § 474 C. D. nicht Exekutionsobjekt sein kann. Bei Verweigerung der rechtzeitigen Ausfolgung des Arbeitsbuches erscheint der Arbeitgeber nach § 80 G. Gew.-D. entschädigungspflichtig. Es ist aber die Entschädigung der dem Gewerbeinhaber gegen den Arbeiter aus einem Lohnvorschusse zustehenden Geldforderung mit der dem Arbeiter zukommenden Entschädigungsforderung zulässig.

— **Die Kuh des Herrn Major.** Aus einer kleinen deutschen Garnison wird folgendes Geschichtchen, das sich wirklich zgetragen haben soll, berichtet: Der Garnisonsälteste, bei dem die Fahne eines Truppenteiles steht und dessen Haus deshalb von einem Posten bewacht wird, hält sich für seine zahlreiche Kinderschar eine Kuh. Das Tier weidet auf einem Rasenplatz vor dem Hause. Eines Tages beklagte sich die Frau Majorin, daß ihre Kuh dauernd erheblich weniger Milch als früher gäbe, und erklärte das damit, daß das Gras auf der Kuhweide von Passanten zertreten würde. Die Schildwache erhält darauf von dem Kommandeur den strengen Befehl, daß außer der Kuh niemand die Weideplätze betreten dürfe. Bald darauf will die Kommandeuse eilig über den Grasplatz gehen, wird aber von dem Posten angehalten. „Nun, Mann, wissen Sie nicht, wer ich bin?“ — „Alles, was ich weiß,“ entgegnete der aufgeregten Dame der stramme Krieger, „ist, daß Sie nicht die Kuh des Herrn Majors sind. Herunter vom Gras!“

Missionswesen.

Die Missionspflicht der deutschen Katholiken.

(Von P. Anton Guonder S. J.)

(Schluß.)

Entscheidung für die religiöse Zukunft.

Für manche Missionen ist gerade jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo die Entscheidung für ihre religiöse Zukunft fallen muß.

Ich weise der Kürze halber nur auf Ostasien hin. Wir kennen alle die gewaltige Umwälzung, die sich dort vollzogen hat und noch vollzieht. Asien ist erwacht und zumal seit den glänzenden Siegen Japans seiner Kraft sich bewußt geworden. Es ist nicht länger gewillt, die Bevormundung des kleinen Europa zu dulden, das seit 400 Jahren als den Herrn der Welt sich fühlt.

Das Missionsprotektorat dürfte daher im Osten seine bisherige Rolle bald ausgespielt haben. Die Mission muß sich mehr und mehr auf die eigenen Füße stellen, aber indem sie die enge Verbindung mit den politischen Mächten löst, muß die Verbindung mit der europäischen Christenheit nur umso inniger werden.

Die asiatischen Kulturvölker dürsten nach dem Besitz der europäischen Bildung und Wissenschaften. Wer sie ihnen zuerst und am besten bringt, der sichert sich die geistige Führerschaft im Osten. Das hat die protestantische, zumal die englische Mission längst erkannt. Seinen vorherrschenden Einfluß in Japan verdankt der Protestantismus der Schule und Presse, und es wird großer Anstrengung bedürfen, das Versäumte hier nachzuholen und den verlorenen Boden wieder zurückzuerobern.

Und nun muß dieselbe Entscheidung auch in China fallen, das mit Hilfe ausländischer Lehrer werden will, was Japan geworden.

Mit Zuversicht sprach der protestantische Missionskongreß die Hoffnung aus, daß es den protestantischen Missionen gelingen werde, durch eine umfassende Preß- und Schultätigkeit „dem noch bildsamen Geist der Chinesen den protestantischen Stempel aufzudrücken“. Überhaupt scheinen viele Katholiken keine Ahnung zu haben von der Ausdehnung und der emsigen Betriebsamkeit der protestantischen Missionen gerade in Ostasien. Man steht vielfach noch unter dem Eindruck der längst veralteten Schriften Wisemanns und Marshalls und beruhigt sich mit der von ihnen nachgewiesenen „Unfruchtbarkeit der protestantischen Missionen“. Diese Unfruchtbarkeit aber hat nicht gehindert, daß sie in Japan die katholische Mission in den Schatten stellte, und daß sie im besten Zuge ist, auch in Korea und China wenigstens in Schule und Presse den Vorrang zu gewinnen.

Nur ein geschlossenes Zusammengehen

der katholischen Missionskräfte und eine kraftvolle Unterstützung ihrer Arbeit kann dies verhindern.

Europa als Missionsapostel.

Das kleine Europa ist nun einmal von der Vorsehung erwählt, der Apostel der übrigen Welt zu sein. Es hat bislang die Mittel und das Personal für die katholische Weltmission vorzugsweise aufgebracht, und die großartige Opferwilligkeit des 19. Jahrhunderts in dieser Hinsicht bietet auch eine Gewähr für die Zukunft. Gewiß, die Anforderungen, welche das stets wachsende Missionswerk an das christliche Europa stellt, sind groß. Und doch könnte es denselben verhältnismäßig leicht entsprechen, falls zwei Bedingungen erfüllt würden: 1) müssen alle zusammenwirken, 2) dürfen die aufgebrachten Mittel nicht zuviel zersplittert werden, sondern müssen nach großen Gesichtspunkten und nach dem wirklichen Bedürfnis zur Verteilung kommen.

Verein der Glaubensverbreitung.

Beide Elemente: gemeinsames Zusammenwirken aller und planmäßige Verteilung der aufgebrachten Mittel nach den richtigen Gesichtspunkten, sind in vollkommener Weise verkörpert in der großen weltumspannenden Organisation, die wir als Verein der Glaubensverbreitung kennen, der großartigste Verein, den überhaupt das 19. Jahrhundert geschaffen hat.

Die Einnahmen des Glaubensvereines betragen im letzten Jahre 6,018,431 K. Davon hat Frankreich 2,897,203 K beigesteuert, die Vereinigten Staaten 904,879 Kronen, Deutschland 627,031 K usw. Amerika ist aus den letzten Reihen mit an die Spitze vorgerückt.

Der Verein der Glaubensverbreitung rief die ganze katholische Welt, arm und reich, vornehm und niedrig, unter die Waffen zur Ausbreitung des Reiches Christi. Er trug das Missionsinteresse in Palast und Hütte, in Stadt und Land, unter alle Nationen und Rassen, er brachte in die Missionsarbeit das herrliche Moment katholischen Gemeinsinns, das keine nationale Absonderung kennt, er schuf zwischen den Missionsbrüdern und der Heimat ein inniges Band der Liebe und Freundschaft und machte das Apostolat zu einer gemeinsamen Herzensangelegenheit der ganzen katholischen Christenheit.

Der Glaubensverein und sein um 20 Jahre jüngerer Bruder, der liebevolle Kindheitsverein, haben den Aufschwung des Missionswesens im 19. Jahrhundert wesentlich begründet und getragen. Beide Vereine brachten in den 87 bzw. 66 Jahren ihres Bestandes rund 509 Millionen Kronen für das Missionswerk auf.

Kein Verein ist so von den Päpsten geliebt und begünstigt, keiner vom katholischen Episkopat der ganzen Welt und den Missionären aller Völker und Zonen so begeistert gepriesen worden als der Verein der Glaubensverbreitung, das „große

Gotteswerk“, wie es Leo XIII. genannt hat.

Es ist dringend zu wünschen, daß der Glaubensverein, den unser Heiliger Vater Pius X. noch kürzlich eines der wichtigen Organe bei der Verwaltung der Gesamtkirche genannt hat, auch bei uns zur Geltung kommt. Er müßte sich zu einer wirklichen, kirchlich beglaubigten Zentrale entwickeln, die so notwendig wäre, um in unser heimatliches Missionswesen größere Einheit und Kraft hineinzutragen. (Kath. Missionen, Herder, Freiburg i. Br.)

Erziehungswesen.

Die Sorge für unsere Kleinen.

Von Bruno Bertus, Leipzig.

An der Hand der Mutter betritt das Kind zaghaft zum erstenmale das Schulhaus. Gedenken wir der Seligkeit und des Glückes des ungebundenen Lebens, der goldenen Freiheit, deren sich das Kind bis dahin erfreute, so ermessen wir die schwere Aufgabe, die nunmehr an den Lehrer und Erzieher herantritt: Die Kluft zwischen Schule und Elternhaus zu überbrücken und dem Kinde den goldenen Sonnenschein des Herzens, sein Paradies zu erhalten. Der kleine Liebling kommt aus der Schule der opferfreudigsten Erzieherin, der Mutter. Sie war es, die mit ihrer ganzen Kraft, mit ihrer bewunderungswürdigen Geduld, mit ihrer unermüdeten reichen Liebe sich in sein seelisches Empfinden, in sein Innenleben vertiefte und seine naive Weltanschauung und sein Fühlen und Denken sich zu eigen machte. Aufgabe des Lehrers und Erziehers ist es nunmehr, es der Mutter gleich zu tun, in die Vorstellungswelt des kleinen Wesens hinabzusteigen und mit seinem psychologischen Empfinden aufzubauen und den kindlichen Anschauungskreis zu erweitern. Gelingt dies der Schule, dann hat sie einen wichtigen Teil ihrer erzieherischen Tätigkeit erfüllt: Sie hat die Kluft zwischen Schule und Elternhaus überbrückt.

Jedes der Kleinen gehört einem anderen Familienkreise, einem anderen Familienleben an. Jedes ist unter anderen Verhältnissen aufgewachsen, nach anderen pädagogischen Grundsätzen erzogen. Jedes der Kleinen ist in seinem Wesen, in seiner Begabung, in seinen Charaktereigenschaften, in seinem Temperament verschieden. Diese bunte Schar soll bei Wahrung aller Individualität ineinandergefügt werden zu einem geordneten Ganzen, zu einer Klasse. Gelingt es dem Lehrer und Erzieher, die Herzen der Kleinen, ihr unbegrenztes Vertrauen zu gewinnen, so mag er weilen mit ihnen in der bescheidensten Schulstube, im grünen Wald, zwischen blumigen Wiesen und Feldern, auf dem sandigen Spielplatz, er mag mit ihnen spielen, malen, singen, schreiben, lesen, überall wird der goldene Sonnenschein über der kleinen Gemeinde ruhen.

Im Interesse einer einheitlichen Erziehung, einer gemeinsamen Arbeit von

Schule und Haus ist es vor allem notwendig, daß das Elternhaus dem neuen Erzieher schon beim Eintritt in die Schule Auskunft über den Gesundheitszustand des Schülers, über seine geistigen Fähigkeiten, über seine Willensrichtung, über sein Gefühlsleben, über besondere Eigentümlichkeiten, wie Schwerhörigkeit, Kurzsichtigkeit, Blutarmut, Bedrücktheit, Zaghaftigkeit, lebhaftes Phantasie, Frühreife im Urteil, Erregbarkeit und dergl. gibt. Wie die Tätigkeit des Arztes am segensreichsten ist, wenn er vorbeugend wirkt, so muß auch der Erzieher rechtzeitig eingreifen, wo auffallende Erscheinungen im Seelenleben des Kindes zu bedenklichen Charakterfehlern sich entwickeln können.

Die Kenntnis des individuellen Seelenlebens, der häuslichen Verhältnisse, der Charaktereigentümlichkeiten des Kindes ist von besonderer Bedeutung für die Erteilung und richtige Beurteilung der Hausaufgaben.

Will die Schule das ihr gesetzte Ziel erreichen, so muß sie in bestimmten Grenzen den „Hausfleiß“ in Anspruch nehmen. Nicht nur einen unterrichtlichen Zweck — Wiederholung und Befestigung des zum Verständnis gebrachten Unterrichtsstoffes — auch einen erzieherischen Zweck haben sie. Anleitung zur Pflichttreue und Arbeitsamkeit, zum verständigen Gebrauche der Zeit, zur Entwicklung freitätiger Geisteskraft. Bei der Erledigung der schriftlichen Hausarbeiten kommt es vor allem darauf an, daß die Arbeit nicht kraft- und energielos durch einen langen Zeitraum, vielleicht bis in die späten Abendstunden, hindurchgeschleppt und unter dem Einflusse zufälliger Erscheinungen (Besuch, Wirtschaftsgänge und dergl.) immer wieder unterbrochen wird. Das Elternhaus Sorge dafür, daß von Anfang an die volle verfügbare Energie zu einer raschen Lösung der Aufgabe eingesetzt werde und jede Ablenkung fernbleibe. Dann mögen Ruhe und Erholung eintreten. In solchem Haushalte mit Zeit und Kraft liegt ein großer Teil des Erfolges. Bei solchem Haushalten wird dem Kinde auch Zeit bleiben zu freier Bewegung, zu Spiel, zu Beschäftigungen, in denen es seine Eigenart ausprägen kann.

Wann soll das Kind zur Hausarbeit angehalten werden?

Nach altem Brauch und auf richtige Erfahrungen gestützt, nimmt die Schule für ihre Unterrichtsarbeit den Morgen und den Vormittag in Anspruch. Es kommt nun die Mittagszeit. Die Fähigkeit, geistig zu arbeiten, ist unmittelbar nach der Mittagsmahlzeit herabgedrückt, weil der lebhafteste Verdauungsprozeß dem Hirn zuviel Blut entzieht. Häufig stellt sich deshalb ein Gefühl der Ermüdung ein. Ein „Mittagschläfchen“ ist für das Kind im Allgemeinen nicht zu empfehlen. Jedoch entscheidet hier das individuelle Bedürfnis. Wichtiger ist es, daß man nach der Mahlzeit bei körperlicher und geistiger

Ruhe oder höchstens leichter Beschäftigung dem Ernährungsvorgange sein Recht gönnt. Das Kind mag sich im Garten frei und fröhlich bewegen, bei Scherz und leichtem Spiel im trauten Kreise der Lieben die Zeit vertreiben. Mit der Schularbeit soll nicht früher als etwa drei Stunden nach dem Mittagessen begonnen werden. Um diese Zeit ist der Organismus wieder auf dem Höhepunkt körperlicher und geistiger Arbeitsfähigkeit. Vorher einen längeren Spaziergang oder eine anstrengende körperliche Ausarbeitung vorzunehmen, etwa im Sinne einer Erholung, wäre zwecklos. Der damit verknüpfte Energieverbrauch würde körperliche und geistige Ermüdung herbeiführen. Man hat festgestellt, daß ein ein- bis zweistündiger Spaziergang die physische Leistungsfähigkeit ebenso herabdrückt, wie eine Stunde lang fortgesetztes Addieren einstelliger Zahlen.

Die Abendstunden müssen unbedingt frei sein vom Zwange pflichtmäßiger Arbeit.

Wenn Schule und Elternhaus gemeinsam den Gang der Hausarbeit bestimmen, leiten und überwachen, so müssen allmählich die Klagen wegen Überbürdung mit Hausarbeiten verstummen.

Schule und Elternhaus stehen beide unter dem Drucke einer gleichen Verantwortlichkeit für die körperliche und geistige Entwicklung des jungen Wesens. „L'école c'est nous,“ die Schule ist der Lehrer und das Elternhaus. Nur in der innigsten Verbindung beider liegt das Geheimnis des Erfolges.

Gesundheitspflege.

Der Honig als Nahrungsmittel.

Der Honig ist vermöge seines Zuckergehaltes nicht bloß Genuß-, sondern auch Nahrungsmittel.

Honig besteht bekanntlich zu 79 Proz. aus Zucker, und zwar aus Trauben- (42 Proz.) und Frucht- (35 Proz.) Zucker und nur 2 Proz. Rohrzucker. Trauben- und Fruchtzucker allein werden vom Magen und Darm direkt ins Blut aufgenommen, ohne erst noch eine Umwandlung erfahren zu müssen. Sie ersparen unserm Körper also Arbeit, während Rohrzucker, d. h. die Zuckerart, aus der unser gewöhnlicher Zucker besteht, erst umgewandelt werden muß, um für unser Blut aufnahmefähig zu werden. Alle unsere Nährstoffe müssen in unserm Körper noch mannigfache und zahlreiche chemische Umsetzungen und Verwandlungen durchmachen: Trauben- und Fruchtzucker allein nicht. Ist der Zucker nun ins Blut aufgenommen, so wird er entweder gleich verbraucht oder zum Verbräuche aufgespart als Glykogen in den Muskeln und in der Leber. Glykogen ist im wesentlichen auch Zucker, von dem Wasser abgespalten ist. Der Zucker dient nun im Körper als Kraftquelle, mit ihm speisen sich unsere Muskeln, sie verzehren ihn, während sie Arbeit leisten. Wir ar-

beiten also im wesentlichen mit Zucker. Sind wir müde, so sind wir sofort mit neuen Kräften versehen, wenn wir Zucker zu uns nehmen. Es läßt sich auch aus Fett und Eiweiß Zucker in unserm Körper abspalten oder in den Organen als Glykogen aufspeichern, aber dazu bedarf es vieler Arbeit. Es war ein wertvoller Gedanke des französischen Professors Chauveau, den Nährwert eines Nahrungsmittels nicht nur nach seiner Verbrennungswärme, sondern auch nach seinem Vermögen Glykogen zu bilden, zu schätzen.

Früher berechnete man den Wert eines Nahrungsmittels allein nach seinem Vermögen, bei der Verbrennung so und so viel Wärme zu entwickeln. Man wird jedenfalls nun auch zu berücksichtigen haben, wie viel Glykogen ein Nährstoff zu bilden vermag und aus beiden Eigenschaften seinen Wert schätzen. Nach dieser Methode ist der Wert des Zuckers um volle 67 Proz. höher gestiegen als früher. Durch sein bedeutendes Vermögen, Glykogen zu bilden, ist der Honig vermöge seines hohen Zuckergehaltes nicht nur ein gutes, sondern auch ein billiges Nahrungsmittel: er ist billiger z. B. als Rindfleisch und als Milch.

Honig ist aber nicht nur ein Nahrungsmittel, sondern auch ein Genußmittel. Sein Aroma ist allbekannt, und der süße Geschmack wirkt fördernd ein auf den Appetit und auf die Abscheidung der Verdauungssäfte. Dabei kommt ihm noch zu statuten, daß er sowohl als Nahrungs- als auch Genußmittel nicht rein, sondern nur verdünnt, oder mit anderen Nahrungsmitteln genommen zu werden braucht, um vorteilhaft zu wirken. So gibt es z. B. für Kinder keine bessere und gesündere Speise, als Milch mit Honig und Brot, zumal wenn hinterher noch Obst genossen wird.

Professor Klemperer sagt über den Honig: „Wir haben vor allen Dingen im Honig ein Nahrungsmittel . . . das wohl geeignet ist, die teuren künstlichen Kohlenhydrat-Nahrungsmittel zu ersetzen . . . Ein Eßlöffel enthält ca. 75 Calorien, d. h. mehr als ein Ei.“ — Honig wird verhältnismäßig viel zu wenig angewandt. Selbstverständlich gilt dies nur für den reinen und echten Bienenhonig, nicht für die oft ekelhaften Gemische, die heute unter dem Namen Kunsthonig oder andern schönen Bezeichnungen angeboten werden. Man beziehe deshalb den Honig, wenn möglich, direkt vom Imker.

Für Haus und Küche.

Topfschmarren. Ein Viertel Kilo pastierten Topfen verrührt man mit 3 Dottern, 5 Eßlöffel Rahm, etwas Salz und $\frac{1}{8}$ Kilo Mehl. Alsdann wird noch von 3 Eiklar der Schnee leicht eingerührt. Nun macht man 50—60 Gramm Butter heiß, gibt obigen Teig hinein und läßt ihn in der Röhre schön gelb backen. Vor dem Anrichten mit dem Backlöffel klein zerste-

chen, mit Zucker bestreuen und beliebiges, gedünstetes Obst dazu servieren.

Apfelfren. Man dünstet ein paar geschälte Äpfel, passiert sie und vermischt sie sogleich mit Essig, Staubzucker und gibt für jeden Apfel einen starken Löffel voll geriebenen Aren und Öl nach Belieben dazu.

Schweinsroulade. Schöne Schnitzel vom Schlägel klopft man gut und bestreicht sie mit einer Fülle von gehacktem Schweinefleisch, Thymian, Petersilie, Zwiebel und geriebener Semmel mit Eiern vermischt, salzt und rollt sie zusammen; dann läßt man in einem Kasseroll Butter zergehen, legt hierin die Roulets neben einander und läßt sie auf beiden Seiten etwas braun werden, gießt Suppe darüber, dünstet sie völlig gar, staubt Mehl in den Saft, läßt ihn mit Kapern und Rahm aufkochen und gibt ihn geseiht über das Fleisch.

Rumforder Suppe. Man kocht ungefähr 2 Deziliter gerollte Gerste und etwas weniger getrocknete, über Nacht eingeweichte Erbsen 3 Stunden auf mäßiger Hitze. Nach 2 Stunden gibt man rohe, würfelig geschnittene Erdäpfel, gelbe Rüben, Petersilie und Selleriewurzel und überkochten Schweinskopf mit der Brühe dazu, läßt es schnell weichkochen und gibt beim Anrichten geröstete Schwarzbrotwürfel hinein.

Für den Landwirt.

Bewässerung.

Die Bewässerung dient zur Anfeuchtung, Düngung, Schutz gegen Frost im Frühjahr und zur Bekämpfung von Mäusen und sonstigem Ungeziefer.

Die Anfeuchtung kommt namentlich im Frühjahr und nach der Futterernte in Betracht; dazu kann Leich- und Flußwasser, auch nicht allzu kaltes Quellwasser Verwendung finden. Zur düngenden Bewässerung braucht man Abwässer der bewohnten Ortschaften und Schlammwässer von Kanälen und Abzugsgräben. Um Frostschäden zu verhüten, sind die jungen Gräser mit einer völlig deckenden Wasserschicht zu versehen.

Regelmäßig darf die Zufuhr von Wasser zu derartigen Zwecken, wenn anders Pflanzen und Boden nicht Schaden leiden sollen, freilich nur dort durchgeführt werden, wo eine Entwässerungsanlage vorhanden ist (eine Ausnahme machen nur Sand- und milder, poröser Lehmboden); sonst verjumpt der Boden, und es bilden sich saure Gräser.

In Norddeutschland sind derartige Bewässerungsanlagen, welche zum Teil künstlich geschaffen wurden, in größerer Anzahl vorhanden und haben sich im Sommer des Dürrejahres 1904 trefflich bewährt. Obwohl nur wenig Nieselwasser zur Verfügung stand, wurden doch zwei bis drei Schnitte Futter erzielt, dagegen in regelmäßigen Jahren, wo es an Wasser nicht fehlte, vier bis fünf Schnitte. Freilich gebe man dabei in der Regel zu jeder

Anfeuchtung nach einer Ernte auch kleine Gaben Thomasmehl oder Kainit. Größere derartige Anlagen, welche auch düngende Stoffe mit sich führen, liefern ganz gewaltige Erträge an Futter und an Getreide, so die städtischen Nieselungen in Berlin, Marienfelde und Freiburg in Br.

Beim Bewässern muß man natürlich stets Boden, Klima und Jahreszeit in Betracht ziehen; denn übermäßige Zufuhr von Wasser schadet allen Nutzpflanzen.

Reinigung von Hühnerställen.

Zur Reinigung der Hühnerställe von Insekten empfiehlt es sich, den Stall des Morgens, sobald die Hühner ihn verlassen haben durch Schwefelblüte, (pulverized sulphur) die man über glühenden Kohlen zum Verdampfen bringt, dergestalt mit Schwefeldampf zu füllen, daß dieser in alle Fugen und Ritze eindringt. Bis Mittag halte man die Stalltür und alle Öffnungen fest geschlossen, dann aber öffne man sie, damit frische Luft einströme und der Schwefelgeruch sich verliere. Die Hühner werden nun von ihren Plagegeistern befreit sein, und die etwa noch vorhandenen wenigen Schwefeldämpfe haben keinen nachhaltigen Einfluß auf sie.

Gemeinnütziges.

Fensterleder rasch zu reinigen. Man reibt die Leder in starkem Salzwasser ohne Seife aus. Jede Unreinigkeit verschwindet sofort. Dieses Verfahren greift das Leder nicht an und macht es nicht steif.

Dielen von Tintenflecken zu reinigen. Man scheuert den Fleck sofort mit Sand und warmem Wasser, gießt dann $\frac{1}{4}$ Pfd. Vitriolöl, aber tropfenweise in einen Liter klares Wasser, übergießt den Tintenfleck langsam mit der Lösung, läßt sie einziehen und scheuert nochmals mit warmem Wasser nach.

Gardinen rahmgelb zu färben. Man brüht Feigenkaffee auf, gießt die Flüssigkeit nach einigen Minuten sorgfältig durch Filtrierpapier und verdünnt sie je nach Wunsch mit kaltem Wasser, worin die Gardinen geschwenkt werden. Man drückt sie nicht mit der Hand aus, sondern läßt sie durch die Wringmaschine gehen, damit keine Streifen entstehen. Auch sollen sie nicht trocken in das färbende Wasser gelegt werden, da sonst die Färbung leicht eine unregelmäßige wird.

Vertilgung von Mäusen in Getreide- und Strohmeten. Um die Mäuse von den Meten fernzuhalten, ist es ratsam, einen kleinen Graben um dieselben zu ziehen. Derselbe muß etwa 35 Zentimeter tief und ebenso breit sein. Die Wände müssen steil und, wie auch die Sohle, glatt sein. In die Sohle werden dann 40—50 Zentimeter hohe, innen glasierte Töpfe derart eingegraben, daß der oberste Rand derselben mit der Sohle abschneidet, und der Topfdurchmesser muß ebenso breit sein, als die Sohle, so daß die Mäuse nicht bei dem Topfe vorbei passieren können. Die Mäuse, welche die Meten besuchen wollen,

fallen in den Graben, laufen auf der Sohle hin und her und bei dieser Gelegenheit in die Töpfe, in denen sie zugrunde gehen. — Auch die bereits in den Häufen sich befindenden Mäuse werden, hauptsächlich bei längerer Trockenheit und bei Frostzeiten, wenn sie gezwungen sind, außerhalb der Meten Wasser zu suchen, in diesen Töpfen gefangen. Jedenfalls sollte es niemals versäumt werden, sogleich nach Fertigstellung der Meten oben angegebene Schutzmaßregeln zu treffen. Auch um die Scheunen herum empfiehlt es sich, solche Gräben zu ziehen.

Mückenstiche zu behandeln. Die Schmerzen von Mückenstichen werden beseitigt durch Waschen mit Seife. Man sollte stets ein kleines Stück Seife bei sich tragen, um sofort nach jedem Stich die betreffende Stelle tüchtig einreiben zu können. Man feuchte die Stelle ein wenig an und reibt dann so lange, bis sowohl die entzündete Stelle als auch die nächste gesunde Umgebung mit Seifenschäum bedeckt ist, welchen man dann eintrocknen läßt. Nach kurzer Zeit läßt das entstandene Brennen nach und dann verschwinden auch die Schmerzen.

Büchertisch.

Gute und praktische Kalender beschafft zu haben, bildet für den Hausvater und seine Hausgenossen eine wirkliche Freude. Ein solcher vorzüglicher Jahreshote ist der „Österreichische Hauskalender“ (Verlag A. Dpitz in Warnsdorf, geheftet 80 Heller, geb. 1 Krone, zudem wegen des Umfanges 20 h Porto bei Einzelversand.) Derselbe erscheint für 1910 bereits im 27. Jahrgange. Was ihn bei tausenden Familien lieb und willkommen macht, sind besonders seine anziehenden Geschichten, sein Bilderschmuck und die zahlreichen Aufsätze samt einer reichillustrierten Jahresrundschau, überdies viele leere oder rubrizierte Blätter zur schriftlichen Anbringung häuslicher Jahresnotizen über Einnahmen, Ausgaben, Löhne, Obst, Vieh, Getreide, Miete, usw. Das Titelbild „Zuflucht“ ist in gefälligem Vierfarbendruck ausgeführt. In Kalenderverschleißern möge man nachdrücklich den Warnsdorfer „Österreichischen Hauskalender“ verlangen, bei unmittelbarer Bestellung aber, am einfachsten mittelst Postanweisung, darum „an die Buchhandlung Ambr. Dpitz in Warnsdorf“ schreiben. In christliche Familien gehören solche Kalender, welche man unbesorgt auch der Jugend in die Hand geben kann und ein solcher ist der erwähnte „Österr. Hauskalender!“

NB. Alle hier erwähnten Bücher, wie auch sonstige gute Bücher jeder Art, ferner Schulbücher, Atlanten, Zeitschriften usw. können jederzeit durch die Buchhandlung Ambr. Dpitz in Warnsdorf bezogen werden.

Buntes Allerlei.

Der schwerhörige Nachbar.

Wenn je ein Mann seine Frau bewunderte, dann war es Brown. Und als die Fitzhoodles auf ihrer Gesellschaft seine Frau um ein Lied baten, strahlte er vor Freude und Stolz. Es machte nichts aus, daß Gesicht und Stimme üble Vergleiche mit dem Tierreich ausspielten, er saß da und strahlte, während sie sang, und konnte sich nicht enthalten, sich zu seinem Nachbarn zu beugen und ihm zuzuflüstern: „Meinen Sie nicht auch, daß meine Frau eine herrliche Stimme hat?“ — „Was?“ sagte sein Nachbar, der etwas taub war. — „Meinen Sie nicht auch, daß meine Frau eine herrliche Stimme hat?“ wiederholte Brown. — „Was?“ — „Meinen Sie nicht auch, daß meine Frau eine herrliche Stimme hat?“ brüllte Brown. — „Tut mir leid!“ entgegnete sein Nachbar und schüttelte den Kopf: „Kann kein Wort verstehen, was Sie sagen. Das schreckliche Frauenzimmer da drüben macht solch schauderhaften Spektakel mit ihrem Singen!“ —

Das Haarmittel unter der Perrücke.

Barbier: „Etwas ins Haar, mein Herr?“ — Kunde: „Nein, ich danke.“ — Barbier: „Ihr Haar wird schon etwas dünn, Herr.“ — Kunde: „Ja, das stimmt.“ — Barbier: „Haben Sie schon mal etwas dagegen gebraucht?“ — Kunde: „Ist mir nicht eingefallen.“ — Barbier: „Wir haben hier eine ausgezeichnete Pomade, Herr. Unter Garantie, daß sie selbst auf einer Billardkugel Haare wachsen läßt.“ Kunde: „Wie viel?“ — Barbier: „Einen Schilling.“ — Kunde: „Und können Sie diese Pomade wirklich empfehlen?“ — Barbier: „In jeder Hinsicht, mein Herr! Sehen Sie nur mal, welch einen Haarschopf ich habe. Und dies, mein Herr, (seine Perrücke lüftend) ist, wie ich ausfah, ehe ich sie anwandte.“ —

Geschmacklose Reklame.

Den Gipfel der Reklame-Geschmacklosigkeit dürfte wohl ein Berliner Pelzwarenhandler erreicht haben, der den jüngst erfolgten Tod des Generalleutnants v. Richtigthofen in einer bisher noch nicht dargelegenen und hoffentlich auch nicht wiederkehrenden Weise zu Reklamezwecken ausgeschlachtet hat, indem er im Annonzenteil einer hiesigen angesehenen Zeitung ein schwarzgerändertes Inserat veröffentlichte, das wir in Folgendem mit Sinweglassung seines Namens wiedergeben:

Nachruf.

Nicht nur das Preussische Heer hat in dem dahingeshiedenen Generalleutnant Freiherrn von Richtigthofen einen tapferen und verdienstreichen Kameraden verloren, sondern auch das Pelzwaren-Magazin von S U in der R straße hat in dem Entschlafenen einen sehr guten Kunden verloren, der sich durch seine langjährige und ange-

nehme Kundschaft meinen wärmsten Nachruf erworben hat.

Gott lasse ihn selig ruhen!

S U
Wir vermissen in diesem geschmackvollen „wärmsten Nachruf“ nur noch den Satz: „Wärmer noch als dieser Nachruf sind meine Pelze, die ich in allen Preislagen auf Lager halte! . . .“

Aus der Kinderstube.

Sag' mal, Evchen,“ fragte die kleine Rätthe ihre siebenjährige Freundin, „was möchtest Du denn mal für'n Mann haben?“ — „Ich?“ entgegnete Evchen und wiegt bedächtig den Vorkopf hin und her, „ich möchte einen Regierungsrat.“ — „Einen Regierungsrat? Ach nein, ich möchte einen Offizier! Sieh mal die blanken Epauletten, den schönen Helm, die Masse blinkende Knöpfe . . .“ — „Na,“ unterbricht Evchen die begeisterte Freundin, „mit Deinem Offizier, da hast Du was Rechtes; laß mal Krieg kommen, dann schießen sie ihn Dir einfach tot — und dann sitzt Du da mit deinen sieben Kindern!“

Beim Zahnarzt.

Ein Zahnleidender kam zum Zahnarzt und ließ sich den kranken Zahn untersuchen. Nach genauer Prüfung erklärte dieser: „Die Wurzel muß heraus, die Fäulnis ist schon zuweit vorgeschritten. Aber das verursacht Ihnen keine Schmerzen. Ich gebe Ihnen Sticorhydul vor der Operation.“ — „So — welche Wirkung äußert denn dieses Gas?“ — „Sie werden bewußtlos, wenn ich ihnen den Schlauch mit dem Lachgase zwischen die Lippen halte, und wenn Sie dann wieder erwachen, so ist der kranke Zahn heraus.“ Der Patient holte auf dachin seine Geldtasche hervor. Der höfliche Zahnarzt unterbrach ihn verbindlich und sagte: „O, bitte sehr, das Honorar hat ja Zeit bis nachher.“ — „Das war auch nicht meine Absicht,“ sagte der andere; „ich wollte nur sehen, wie viel Geld ich bei mir habe.“

Es lebe der Kaiser.

Napoleon I. wollte eines Tages die Musterung über ein westfälisches Regiment abnehmen und die Offiziere gaben sich alle erdenkliche Mühe, den tapferen Kriegern den Ruf: „Vive l'empereur!“, d. h. „Es lebe der Kaiser!“ einzupauken, welcher aber den Soldaten gar nicht in den Schädel wollte. Ein alter Feldwebel kam nun auf folgenden drolligen Einfall: „Jungens,“ sagte er, „Ihr kennt doch alle das „old Wief“ (altes Weib), davon laßt Ihr das „old“ weg und sagt einfach „Wief“. Ferner kennt Ihr ja auch die Tranlampe, hier laßt Ihr wiederum das vordere Wort weg und sagt bloß „Lampe“. Und das „Piepenröhr“ (Pfeifenrohr) kennt doch ein jeder von uns, auch davon laßt Ihr das erste Wort fallen und sprecht bloß „Röhr“ und Ihr habt die französische Begrüßung „Wief-Lamp-Röhr“ fertig. So, Jungens, habt Ihr mich alle verstanden?“ — „So! So!“ heulte der ganze Chor dem Feld-

webel-Sprachlehrer zu. Als nun Napoleon auf seinem Schimmel die Front abritt, schrie das ganze Regiment aus Leibesträften: „Old Wief, Tranlampe, Piepenröhr!“ — Dem Kaiser, dem eine derartige kauderwelsche Begrüßung noch nicht vorgekommen war, erkundigte sich über den Hergang der Sache und brach darauf samt seiner zahlreichen Begleitung in ein schallendes Gelächter aus.

Eines nach dem andern.

In einer Abendgesellschaft wurde über verschiedene Zeitfragen gesprochen, so auch von der Frauenfrage. Doktor Friedheim sprach zu einer Dame: „Mein Fräulein, Sie werden sich doch ohne Zweifel für die brennende Angelegenheit ihres Geschlechtes — für die Frauenfrage interessieren?“ — Fräulein: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber für den Augenblick beschäftigt mich noch die Männerfrage. Vielleicht später einmal.“

Rätsel-Aufgaben.

Rebus?

S. B.

Scha n a d
k al d d e d
n e d

Charade.

Die beiden Ersten sind ein großes Glück,
Das jedem ist ein einzigmal beschieden;
Ist es dahin, kehrt es nicht mehr zurück! —
Wie ist sein träumreicher Maienfrieden
So balde, kaum geahnt, dahingeshieden!

Die zarte Freude und den süßen Schmerz
Der beiden Letzten hört man stets besingen;
Hast Du geföhlet einmal in Dein Herz
Die edle Macht des Ganzen herrlich dringen,
Wird stets sein Echo Dir im Busen klingen.

Frz. Jos. Platnit.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Kreuzrätsel:

Erwin, Winter, Winsen, Senen.

Silbenrätsel:

Romanshorn.

Durch das Los erhielten Preise:

Josef Uhl, Lobositz; Josef Falta, Parschnitz; Joh. Philipp, Kriegsdorf.

Weitere richtige Lösungen aus voriger Nummer sandten ein:

M. Beet, Eichelmühle; M. Schreiner, Dechantskirchen; Joh. Somleitner, Jos. Schönbaß, Jos. Birklbauer, Rainbach b. Freistadt, Ob. Oest.; aus Nr. 16: Fr. Hilpert, Pfarrer, Baldramsdorf, Kärnten; Frz. Bier, Kefelsdorf; Frz. Betta, O.F.M. Hall (Tirol).

Stellenausweis des Christlichen Frauenbundes für Deutschböhmen.

(Sitz in Warnsdorf, 1139.)

Gesucht wird ein Mädchen zum Kleidernähen in Rumburg.

Herabgesetzte Preise.

4 Monate Kredit
oder 3% Sconto.

Reste. Mindestabn. 10 m. Blaudruck, g. wasche., 1 m 32 h; Kana-
fase, f. fr., 1 m 30 h; Hemden-Drf., st. S. la., 1 m 32 h, w., f. Wb.,
1 m 36 h; m. Zephir-Blusenst., 1 m 40 h; Wollst., in all. Farb.
1 m K 1.30 h; Handtücher, w. Leinen, 1 Dzd. K 2.90; dieselb.
ganz kräftig, 1 Dzd. K 4.80; Betttücher, 2 m l., natl. a. w.
Webe, 1 Dzd. K 16.—; Tischtücher, einz. übrig geblieb. Stücke in
Partie, 1 Stück K 1.30; Damast-Servietten, weiße, gebumt,
1 Dzd. K 3.60; englische Batist-Taschentücher, weiß, 1 Dzd.
K 1.80; echtfärbige, kräftige Taschentücher für Männer,
1 Dzd. K 1.80; Frauenschürzen, blau, waschecht, 1 St 50 h; sch. w.
Clotschürzen, neueste f. bel. Must., 1 St. 90 h; Männer-Drford-
hemden la., g. gen., 1 Dzd. K 13.—; Frauenhemden, a. w. Webe,
1 Dzd. K 9.60; bl. st. Arbeiterh., 1 Dzd. K 15.60; f. Zephir-
touristenh. la., m. Quast, m. Must. u. g. genäht, 1 Dzd. K 16.80;
dies. f. Knaben, 1 Dzd. K 12.—; echtbl. Arbeiteranz., 1/2 Dzd.
K 20.—; g. Trikoth. m. Doppelb., 1 Dzd. K 11.—; Männer-
unterh., w. u. bl., la., 1 Dzd. K 8.80; gestr. st. Männersocken,
1 Dzd. K 2.60; echtf. Frauenstr., 1 Dzd. K 3.60; Kinderstr., 1 Dzd.
K 1.80; st. Spulenwirn la., 1 Dzd. K 3.60; Eiseng.-Schuhbörtel,
1 Dzd. 14 h; g. Strumpfbandgummi, 1 St. = 10 m, K 1.80; w.
Spizen, n. M., 50 m um K 1.50; Kopftücher, f. bel. S., 1 Dzd. K 3.60.

Adolf Zucker, Pilsen.  Preisliste gratis und franko.
Nichtpassendes nehme retour.

Sämtliche Artikel gebe schon zu 1/4 Dutzenden ab.

Billige Bettfedern u. Daunen!



Ein Kilogramm graue, geschliffene K 2.—, halbweiße
K 2.80, weiße K 4.—, prima Daunenweiße K 6.—,
hochprima Schleiß, beste Sorte K 8.—, Daunen grau
K 6.—, weiß K 10.—, Brustflaum K 12.—, von 5 Kg
an franko.

Fertige Betten

aus dichtfädigem, rotem, blauem, gelbem oder weißem Inlet (Ranking)
eine Tuchent, Größe 180 x 116 cm samt 2 Kopfpolster, diese 80 x 58 cm
genügend gefüllt, mit neuen grauen, gereinigten füllkräftigen und dauer-
haften Federn K 16.—, Halbdauen K 20.—, Daunen K 24.—, Tuchent
allein K 12.—, 14.—, 16.—, Kopfpolster K 3.—, 3.50, 4.—, Tuchente
180 x 140 cm groß K 15.—, 18.—, 20.—. Kopfpolster 90 x 70 oder
80 x 80 cm K 4.50, 5.—, 5.50. Unterbetten aus Gradl 180 x 116 cm
K 13.—, 15.— versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von
K 10.— an franko.

Mag Berger in Deschenitz Nr. 520 (Böhmerwald.)

Preisliste über Matratzen, Decken, Ueberzüge und allen anderen Bettwaren
gratis u franko. Nichtkonvenientes tausche um, oder gebe Geld zurück.

Große Ersparnisse

erzielt man in jedem Haushalte mit der

Waschmaschine System „Kraus“

denn die Wäsche erhält dadurch eine mindestens
doppelte Lebensdauer.

Dieselbe vereinigt: Waschmaschine, Wäsche-
dämpfer und Waschkessel.

Durch die schlangenförmigen Mitnehmer der Trom-
mel stürzt die Wäsche in 15 Minuten ca. 1000 mal durch-
einander. Der Schmutz wird durch die lebendige Kraft
des Dampfes vollständig gelöst und setzt sich auf den Boden
des Kessels nieder.

Verkaufsstelle bei

Bernhard Hühner, Chemnitz in Sachsen.

Vertreter an allen Plätzen gesucht.

Sie sparen Geld bei direktem Kauf!

Wer gute und billige Leinen- und Baumwollwaren braucht, schreibe
eine Korrespondenzkarte um die Preisliste und Muster meiner Erzeug-
nisse, wo dann sich jedermann umsonst von der Solidität meiner
christlichen Firma überzeugen kann.

40 Meter Reste in Bettzeug, Hemdort, Hemdflanell,
Kleiderzephir, Weißwaren zc. franko um K 17.25. Jeder
Rest ist 3 bis 8 Meter lang und garantiert waschecht. Versand gegen
Nachnahme. Nichtpassendes nehme ich jederzeit retour.

Restenmuster sende nicht.

**Weberel und
Versandhaus Josef Neugebauer in Sattel
bei Neustadt a. M., Böhmen.**

Eine antisemitische Monatschrift

„Die Judenfrage“

wird am 1. Juli 1909 in Wien erscheinen. Diese
Zeitschrift, an der hervorragende Persönlichkeiten mit-
arbeiten werden, wird sich ausschließlich mit der uns
drohenden jüdischen Gefahr beschäftigen. Sie wird bloß
6 Kronen jährlich kosten und sehr reichhaltig aus-
gestaltet sein; sie wird in Oktavform erscheinen.

Zuschriften, Abonnementsanmeldungen u. s. w. sind
bis zur Bekanntgabe der Wiener Adresse an Josef
Wyslouzil, Redakteur in Czernowitz, Bukowina,
zu richten.

Es ergeht an alle Antisemiten die herzliche Bitte,
diese Monatschrift kräftigst zu unterstützen.

KRIEG

erische Worte übertriebener Reklame stehen weit hinter dem guten Rufe, der weiter
kommt. Nur das, was sich lange Jahre behauptet, ist gut! Deshalb viele bezeugen die
erprobte nie versagende Wirkung der seit vielen Jahren mit dem besten Erfolge bei
Appetitlosigkeit, Blähungen, Brechreiz, Magenbrücken, schlechtem Verdauen, Schwindel,
nerv. Kopfschmerzen zc. angewendeten Sulnerer Magentropfen aus der Böden-Apothek
in Sulner 208 (Mähren) welche in keiner Familie fehlen sollten.

Gibt nur mit unserer Schutzmarke!

Zwei Fläschchen um K 2.11, drei um K 3.12, vier um K 3.92 speisefrei, für vorausge-
sandten Betrag.

Turm-Uhren

erzeugt R. Liebing, gerichtlich-Beideter Sachverständiger. Wien 13/10.